

Dossier : Angst und Fortschritt

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **77 (1997)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Franz Kromka,

geboren 1944 in
Mariahof/Steiermark.
Nach landwirtschaftlicher
Lehre und Militärdienst
Studium der Landwirtschaft
und Soziologie von 1966 bis
1972 in Wien; 1975
Promotion zum Dr. rer.
soc. an der Universität
Hohenheim/Stuttgart;
1984 Habilitation an
der Technischen Universität
München. 1988
Ernennung zum Universitätsprofessor
für die Fächer «Agrar- und
Entwicklungssoziologie» an
der Universität Hohenheim;
dortselbst von 1989 bis 1994
Institutsdirektor. Längere
Studien- und Forschungsaufenthalte
in Frankreich, Sambia und
der Türkei.

ANGSTMACHER WISSENSCHAFTLICHER FORTSCHRITT

Irrationale Bedenken?

Das «unspezialisierte Mängelwesen», wie Arnold Gehlen den Menschen bezeichnete, ist nicht an ein besonderes Habitat gebunden wie das Tier. Der Mensch ist gezwungen, seine sich ständig verändernde Umwelt durch kreativ-technische Beherrschung immer wieder neu in seinen Dienst zu stellen. Der angebliche Gegensatz zwischen «menschengemässer Natürlichkeit» und «angstauslösender Künstlichkeit» verdunkelt daher mehr, als er erhellt.

Ein Preis, den wir für unser erstaunliches Denk- und Vorstellungsvermögen zahlen müssen, ist unsere besondere Neigung zur Angst. Wir sind aus dem Paradies vertrieben worden und können nicht wie unsere Mitgeschöpfe ohne Scheu vor der Zukunft unser Leben fristen. Gewiss ängstigen sich auch andere Kreaturen vor realen Bedrohungen. Doch dem Menschen genügt es, sich Gefahren lediglich vorzustellen, um dadurch in Angst und Schrecken versetzt zu werden¹. Die Angst vor gefährlichen Situationen ist, wenn sie nicht das gesamte Verhalten zu beherrschen beginnt, ohne Zweifel rational und das heisst lebenserhaltend. Sie bringt das Individuum dazu, besondere Vorsicht walten zu lassen und kann es somit vor möglichen Schäden bewahren. Angst und Wissbegier haben tiefe biologische Wurzeln; sie sind Bestandteil des genetischen Erbes der Menschen. Werden sie beide von der Vernunft kontrolliert und wirken sie situationsadäquat zusammen, dann ist mit einer vorteilhaften Überwindung vieler Schwierigkeiten zu rechnen.

Es ist zu bezweifeln, ob die unzähligen technisch-materiellen Fortschritte, die die Menschen im Verlauf ihrer Geschichte, namentlich ihrer jüngeren, erzielten, das Mass an Angst verringert haben. Es hat vielmehr den Anschein, dass die Menschen auf der Stufe des Jagens und Sammelns, aber auch noch auf der agrargesellschaftlichen, vorindustriellen, sich weniger ängstigten. Mit Situationen, die Furcht einflössten, hatten zwar auch unsere Vor-

fahren zuhauf zu tun, aber das, was den Menschen früherer Entwicklungsstadien bedrohte und ängstigte, war im allgemeinen Bestandteil eines überschaubaren Lebenskreises, also begreifbar. Weil man in das Kollektiv eingebunden war, wurden die Ängste obendrein sozial gemildert. Der moderne Mensch lebt demgegenüber in einer komplexen und unüberschaubaren Gesellschaft. Das, was seine Existenz im einzelnen bestimmt, bleibt ihm weitgehend verborgen. Die Abhängigkeit von Unbekanntem zeitigt Gefühle der Schwäche und Hilflosigkeit, die ein guter Nährboden für Ängste sind, vor allem irrationale. Weil der Vergleichsmaßstab der Menschen gewöhnlich kein historischer ist, werden die vielen objektiven Fortschritte der Industriegesellschaft nicht als solche wahrgenommen. Vielmehr befürchten viele Menschen mit Ulrich Beck², an einem «grossen Überlebens-Roulette» teilzunehmen. Dass sich «die Moderne auf der Anklagebank» befindet³, hat hauptsächlich damit zu tun, dass wohl die unbestreitbare «Last der Anforderungen der Zivilisation» (Karl R. Popper) verspürt wird, aber die Vorteile dieser Zivilisation – so wie die Luft zum Atmen – einfach als selbstverständlich betrachtet werden. Dass sich zum Beispiel unsere Lebenserwartung enorm verlängert hat und die meisten von uns ein physisch angenehmes, schmerzfreies Leben führen, nehmen nur wenige mit Bewunderung zur Kenntnis.

Angesichts der nur schwierig verstehbaren Zusammenhänge der modernen

¹ Vgl. H. Markl, Zu klug und doch nicht klug genug. Über die Angst vor dem Wissen und die Angst vor der Angst, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.10.1993 (Nr. 244).

² U. Beck, Das grosse Überlebens-Roulette. Über die Chance, am Abgrund zu leben, in: Süddeutsche Zeitung vom 27.9.1996 (Nr. 224).

³ L. Kolakowski, Die Moderne auf der Anklagebank, Zürich 1991.

Welt und des raschen Wandels technisch-materieller wie kultureller Zustände fällt es dem Menschen nicht leicht, die Orientierung und Verhaltenssicherheit zu wahren. Namentlich der Zuwachs an wissenschaftlichen Erkenntnissen überfordert selbst den Fachmann in seinem eigenen Spezialgebiet. Zu Recht ist der Mensch stolz auf das Wachstum des Wissens. «Doch als Folge der Entwicklung, die er selbst geschaffen hat», hat Friedrich A. von Hayek⁴ dargelegt, «ist die Beschränktheit seines bewussten Wissens und daher der Bereich der Unkenntnis dessen, was für seine bewussten Handlungen Bedeutung hat, immer grösser geworden.» Für den Laien gilt jedenfalls, dass wissenschaftliche Probleme, Strukturen und Zusammenhänge ihm nicht exakt und – zugleich – verständlich erklärt werden können. Man kann von einer intellektuellen Unschärferelation sprechen. In unserem vermeintlich besonders aufgeklärten Zeitalter gehen Halbwissen und Meinung eine feste und von wissenschaftlicher Seite kaum beeinflussbare Verbindung ein. Und es ist davon auszugehen, dass gute Absichten im Verein mit dieser «Dummheit» die Menschheit mehr in Gefahr bringen als «intelligente», böse Absichten.

Risiko

Es überrascht nicht, dass viele glauben, die vermeintlichen Nachteile der Wissenschaft wiegen viel zu oft schwerer als deren Vorteile. Die Argumente liefern Soziologen, Politologen, Pädagogen und auch Theologen. Die Ankläger der Wissenschaft werden als verantwortungsbewusst und ihre Verteidiger als skrupellos eingestuft. Aber trotz der Angsthysterie darf es ein Moratorium oder gar ein Ende der Wissenschaft nicht geben: Die Menschheit, die mit Raffinesse die Kapazität ihres Lebensraumes bis zur Neige ausgeschöpft hat, benötigt die Wissenschaft als unverzichtbares Werkzeug, um diese Kapazität für die noch längst nicht zu Ende gekommene Bevölkerungszunahme weiter künstlich zu vergrössern. Dass es sich dabei aber lediglich um eine Erfolgsverheissung handelt, die dann, wenn sie sich nicht erfüllen sollte, Katastrophen zeitigen dürfte, ist ernüchternd festzustellen.

Gegen Angst vor Unheil hilft nichts so wirkungsvoll wie die Einsicht in das, was

.....
 Zur guten Wissenschaft gehört auch publikumsadäquate Aufklärung, der Kampf gegen Unverständnis und Missverständnis.

uns gefährden kann. Das ist die Chance der Wissenschaft, die ja bestrebt ist, das, was sich ereignen könnte, berechenbar und damit – vor allem – beherrschbar zu machen. Und eine Folge des wissenschaftlichen Fortschreitens ist tatsächlich, dass das Leben vieler wie gesagt nicht nur gesünder ist und länger dauert, sondern auch leichter, reicher und schöner wurde. Die Wissenschaftseuphorie der ersten Nachkriegsjahrzehnte machte indessen fast vergessen, dass jeder Fortschritt auch Kosten zeitigt. Der modernen Hygiene und Medizin ist im Verein mit der rationalen Agrarproduktion vor allem zuzurechnen, dass als Folge der überall steigenden Lebenserwartung die Weltbevölkerung nachgerade explosionsartig zunimmt und in nicht wenigen Teilen der Welt mit Chaos und Umweltzerstörung einhergeht.

Die Wissenschaft darf die Bodenhaftung nicht verlieren und nicht den Eindruck vermitteln, alle unsere hochfliegenden Wunschträume, die verschiedentlich eher Alpträume sind, seien erfüllbar. Zur guten Wissenschaft gehört auch publikumsadäquate Aufklärung, der Kampf gegen Unverständnis und Missverständnis. Zum Beispiel hat bei uns das nach dem Tschernobyl-Unfall mit 600 Bq belastete Kilogramm Rehfleisch panikartige Reaktionen ausgelöst. Die einigen Zehnmillionen Bq, die man im Rahmen eines diagnostischen Prozesses dem menschlichen Körper mit einer einzigen Dosis der radioaktiven Testsubstanz Technetium zuführt, werden demgegenüber in aller Regel angstfrei hingenommen. Angesichts derartiger Ungereimtheiten müssten die Wissenschaftler die von frei flottierenden Ängsten durchwühlte Kernenergie-Debatte versachlichen. Ähnliches gilt für die Gentechnik-Kontroverse. Es müsste doch ein breiteres Publikum davon überzeugt werden können, dass diese Technik, wie sich der gewiss verantwortungsbewusste ostdeutsche Biologe Jens Reich⁵ ausdrückt, «mit geeigneter Regelung und Kontrolle ökologisch weich und rückstellbar zu gestalten (ist)».

Viele Menschen fürchten sich vor den unbestreitbar möglichen wissenschaftsmitbedingten Katastrophen oder behaupten dies zumindest, weil sie – explizit oder implizit – die Grösse der möglichen Gefahr nicht mit dem Faktor «Wahrschein-

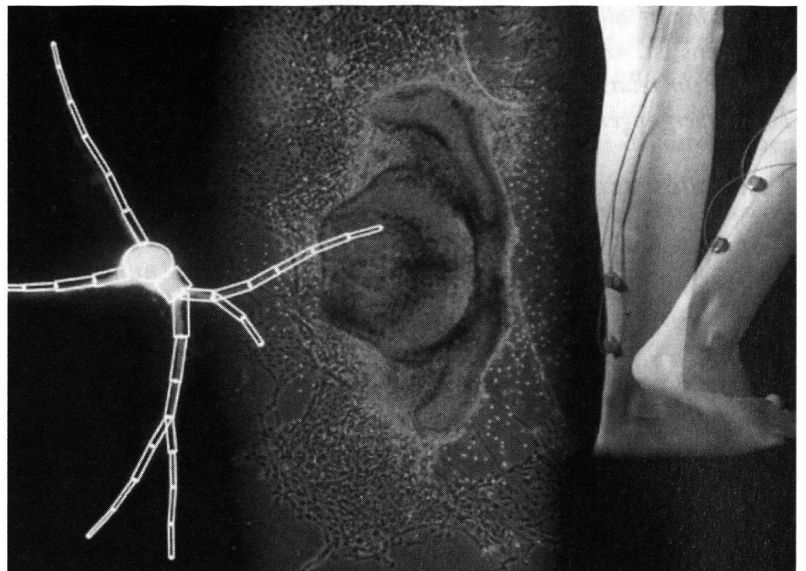
4 F. A. v. Hayek, *Die Verfassung der Freiheit*, Tübingen 1971 (englische Originalausgabe: 1960).

5 J. Reich, *Kassandra ex cathedra. Antwort auf eine Polemik des Soziologen Ulrich Beck*, in: *Die Zeit* vom 29. 4. 1994 (Nr. 18), S. 48.

lichkeit ihres Eintretens» multiplizieren. Weil sie das im Falle des Autofahrens aber tun, bedienen sie sich – ohne Angst zu haben – dieses ja potentiell lebensgefährlichen Transportmittels. Die Forderung nach völliger Gefahrlosigkeit würde wissenschaftliche Innovationen verhindern. Im übrigen weiss der Teststatistiker, dass etwa die Entscheidung für oder gegen ein hochwirksames und gerade deshalb nicht nebenwirkungsfreies Medikament einer Fahrt zwischen Scylla und Charybdis gleicht. Die vergleichsweise grossen «deutschen Ängste»⁶ haben jedenfalls zur Folge, dass zum Beispiel nur ein relativ kleiner Teil der gentechnisch hergestellten Medikamente in Deutschland produziert wird. Kurios ist dabei, dass Deutschland nach den Vereinigten Staaten aber der zweitgrösste Absatzmarkt für derartige Arzneien ist. In besonderem Masse sind es die wohlhabenderen Bürger, die kritisieren – und dennoch konsumieren. Aus einer Umfrage des Allensbacher Institutes für Demoskopie geht jedenfalls hervor, dass 64 Prozent der Deutschen die Gentechnik unheimlich vorkommt. Es sind vor allem von den Medien verbreitete ablehnend-kritische Sensationsbeiträge, die Ängste wecken und Abwehrhaltungen hervorrufen. Zwar sind es nur wenige Berichte, doch finden sie aufgrund ihrer spektakulären Thesen und Bilder ein breites Publikum: *«Semper aliquid haeret.»*

Die Gegner der Gentechnik und anderer moderner technologischer Verfahren sollte man aber nicht samt und sonders verteufeln. Der Protest sollte die Forscher vielmehr dazu bringen, den Blick vermehrt auf mögliche langfristig auftretende negative Folgen ihres Tuns zu lenken. Im übrigen sollte jeder die Gelegenheit haben, auf althergebrachte Weise erzeugte und vermeintlich im Höchstmass sichere Produkte – zu Marktpreisen – zu kaufen. Und es ist auch nichts dagegen einzuwenden, dass Mitbürger aus Umweltschutz-Gründen auf «einigen Zivilisationsplunder» verzichten, der uns ja sowieso kein Glück brächte, wie *Hubert Weinzierl*, der BUND-Vorsitzende, einmal meinte.

Angst vor dem wissenschaftlichen Fortschritt ist auch dort zu finden, wo, wie in Deutschland, der «Geist übertriebener Gleichheit» (*Montesquieu*) zu dominieren beginnt, wo das Ressentiment und der



Kommunikation zwischen Nervenzellen. Sie von aussen beeinflussbar zu machen, daran arbeiten Biologen und Physiologen. Ziel dieser Forschung ist es, die Steuerung von Prothesen mittels künstlicher Neuronen möglich zu machen. (Photo: H. R. Bramaz, Zürich).

Zur guten
Wissenschaft
gehört auch
publikums-
adäquate
Aufklärung, der
Kampf gegen
Unverständnis
und Missver-
ständnis.

6 E. Wiedemann, *Die deutschen Ängste. Ein Volk in Moll, Frankfurt am Main und Berlin 1990* (Erstausgabe: 1988).

Neid immer weniger kulturell unterdrückt werden. Die weniger wohlhabenden Menschen plagt Furcht, die materiellen wie die immateriellen Güter, die mit Hilfe der Wissenschaft geschaffen werden, würden nur den Reichen zur Verfügung stehen, deren Situation verbessern und damit – in relativer Hinsicht – das eigene Los verschlechtern. Der wissenschaftliche Fortschritt würde nur denen nützen, die sich ihn leisten können. Doch das ist eine irri-ge Ansicht. Es gibt nämlich überhaupt keine andere Möglichkeit, neue Produkte in einer Gesellschaft einzuführen, als die, dass einige wirtschaftlich Bessergestellte mit den neuen Gütern, die in der ersten Phase in aller Regel vergleichsweise teuer sind, gewissermassen experimentieren. Verfügten alle Menschen über das gleiche Einkommen, dann fände sich bei niemandem ein «Überschuss», der zum Erproben der Neuerungen dient. Für die breite Masse der weniger Begüterten ist es tatsächlich ein Trost zu wissen, dass mit zeitlicher Verzögerung sie selbst oder zumindest ihre Kinder in den Genuss der sozusagen schon getesteten und das heisst gewöhnlich verbesserten Produkte kommen werden. Wer der Gleichheit das Wort redet und den wissenschaftlichen Fortschritt mit scheellen Augen betrachtet, der trägt dazu bei, dass seine eigenen Lebenschancen und vor allem die seiner Kinder geschmälert werden. *Friedrich A. von Hayek* (a. a. O.) hat festgestellt, dass das Warten auf die «besseren

Dinge, bis sie allen geboten werden können», vergebens ist. «Auch die heute Ärmsten verdanken ihr relatives materielles Wohlsein den Folgen vergangener Ungleichheit».

Rationales und Irrationales

Ein Symposium über die Folgen von Tschernobyl hat es an den Tag gebracht: *«Die Horrorvisionen von Tausenden von Krebstoten schmelzen im Licht der wissenschaftlichen Bestandsaufnahme auf rund tausend zusätzliche Schilddrüsenkrebs-Erkrankungen zusammen, die sich bei sachgemässer Behandlung meist heilen lassen. Keine signifikant höheren Leukämieraten, keine weiteren auf Strahlung zurückzuführenden Gesundheitsschäden (ausser bei den Liquidatoren).⁷»* Allerdings gibt es eine enorme Angst vor möglicher Erkrankung; und Experten warnen sogar vor den Folgen der psychischen Verstärkung der durch Risikowahrnehmung verursachten Leiden. Diese ursprünglich rationale Angst ist – auch und vor allem in Deutschland – längst irrational geworden, weil sie im Freilauf zu einer alles beherrschenden emotionalen Disposition wird, *«die nicht mehr zwischen der Möglichkeit und der Wahrscheinlichkeit einer Bedrohung zu unterscheiden weiss»* (H. Markl, a. a. O.). So wie die Angstunfähigkeit als lebensfeindlich zu betrachten ist, so erweist sich die hemmungslose Angstsucht als pathologisch, insbesondere dann, wenn sie sich sozial aufschauelt und zur völlig irrationalen Gemeinschaftspanik auswächst. Bemerkenswert ist dabei, dass die Sozialangst für gewöhnlich nicht von den wirklich grossen Lebensgefahren herrührt, die es ja gibt, sondern in Risiken ihren Ursprung hat, die oft um ein Vieltausendfaches geringer sind.

Der konstruktivistisch-rationalistische Zeitgeist geht mit der Suggestion einher, man solle und könne der rationalen Angst die Basis, nämlich das Risiko, weitgehend entziehen, und es sei bei entsprechender Anstrengung möglich, in eine nahezu gefahrlose Zukunft zu marschieren. Das ist der Grund, weshalb man heute der sogenannten Technikbewertung und Technikfolgenabschätzung das Wort redet. Man fragt sich freilich, woher die Bewerter und Folgenabschätzer wohl ihre Massstäbe beziehen und von woher sie ihre Sehergaben haben, aufgrund derer sie vorschlagen,

Ein Preis, den wir für unser erstaunliches Denk- und Vorstellungsvermögen zahlen müssen, ist unsere besondere Neigung zur Angst.

7 O. Renn, *Risikante Risikopolitik. Wenn das Geld knapp ist, wird der Streit um Prioritäten härter*, in: *Die Zeit* vom 20. 9. 1996 (Nr. 39), S. 48.

8 Vgl. R. Nef, *Keine Freiheit ohne Verantwortung — keine Verantwortung ohne Freiheit*, in: R. Baader (Hrsg.), *Die Enkel des Perikles. Liberale Positionen zu Sozialstaat und Gesellschaft*, Gräffelfing 1995, S. 127–141.

technische Vorhaben einzustellen, zu verlangsamen oder zu fördern. Flössen die Ratschläge der Bewerter in Gesetzes- und Verordnungswerke ein – und das ist ja die erklärte Absicht –, dann ist zu befürchten, dass die heutige fruchtbare Pluralität mehr und mehr von unfruchtbarer Eindimensionalität abgelöst wird. Das ambitiöse Vorhaben der Technikfolgenabschätzung beeinträchtigt das zufällige, spontane Zusammenwirken verschiedenster Faktoren, ohne das es keine Erfindungen und Entdeckungen gibt. *«Wir sind nicht weit davon entfernt»*, hat Hayek (a. a. O.) geschrieben, *«dass die bewusst organisierten Kräfte der Gesellschaft jene spontanen Kräfte zerstören könnten, die den Fortschritt möglich machten»*.

Keine Angst vor Angstproduzenten!

Ein Leben ohne Risiko ist eine Illusion. Sind insbesondere die Wissenschaftler nicht mehr bereit, kalkulierbare Risiken zu übernehmen, wollen sie die Risiken durch Gesetze und Verordnungen unter Kontrolle gebracht wissen, um sich dahinter zu verschanzen, dann erstickt nicht nur die schöpferische Kraft, sondern die individuelle Verantwortung des Forschers verflüchtigt sich in der Anonymität und wird schliesslich zur Farce⁸. Und wenn Verantwortung fehlt, die das Komplement zum Vertrauen ist, dann ist Angst die psychologische Folge. Für das deutsche Technikrecht hat dies 1978 das Bundesverfassungsgericht in seiner bekannten *«Kalkar»*-Entscheidung mit dem Begriff des sozialadäquaten Restrisikos zum Ausdruck gebracht: *«Ungewissheiten jenseits der Schwelle praktischer Vernunft sind unentrinnbar und insofern als sozialadäquate Lasten von allen Bürgern zu tragen.»* Es bleibt den Menschen nichts anderes übrig, als zu lernen, mit dem Risiko zu leben. Selbstverständlich bedeutet dies nicht, nicht alles zu tun, um Gefahren auszuschalten. Mit dem Risiko zu leben heisst auch, gegen Angstexzesse anzukämpfen und die Angst zu kontrollieren. In der Wissenschaft meint Kontrolle der Angst, dass gesunde Skepsis anstatt übertriebenes Misstrauen den Ton angibt. Angst ist nicht mehr und nicht weniger als der Preis unserer Menschlichkeit.

Von Beginn an haben die Menschen vor der modernen Wissenschaft und Technik,

deren stets in grellen Farben gezeichneten möglichen Versagen und deren vermeintlich negativen sozialen Folgen Angst gehabt⁹. Die Arbeitsmaschinen wurden als «*Brotshelme*» betrachtet, die den Menschen die Arbeit wegnehmen. Kein Geringerer als *Goethe* kann als einer der Ahnherren der neuzeitlichen Technikskeptiker eingestuft werden. In den «*Wilhelm Meisters Wanderjahre*» schreibt er 1829: «*Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen.*» Die Schläge, welche die Technik, namentlich die Waffentechnik, den Menschen in den vergangenen beiden Jahrhunderten versetzt hat, können nicht übersehen werden. Das jahrelange Öko-Katastrophen-Getrommel scheint allerdings zur Abstumpfung geführt zu haben.

Ob das Lamento aber wirklich entscheidend an Wirkung verloren hat, ist schwer zu sagen. Es ist auch denkbar, dass wir uns an das Wehklagen gewöhnt haben, ja, dass sogar Besonnene – mit schlechtem Gewissen – mitklagen, um nicht als Aussenseiter zu gelten. *Elisabeth Noelle-Neumann*¹⁰ hat mit einem Wort *Tocquevilles* dieses ubiquitäre Verhalten prägnant beschrieben: «*Da sie die Absonderung mehr als den Irrthum fürchteten, so gesellten sie sich zu der Menge, ohne wie diese zu denken.*» Auf diese Weise wird die von *Noelle-Neumann* entdeckte «*Schweigespirale*» in Gang gesetzt: Immer mehr Menschen treten nicht mehr für das von ihnen als richtig Erkannte ein, sie verfallen in Schweigen, um sich nicht, wie sie glauben, unbeliebt zu machen. Der Opportunismus ist – wie Umfragen zeigen – immer noch eher gegen als für die Wissenschaft; er ist gegen diejenigen Fachwissenschaften, die im Kreuzfeuer der Medien stehen. Weil es aber unter demokratischen Verhältnissen sehr oft darauf ankommt, eine Wählermehrheit hinter sich zu haben, muss auch die Wissenschaft alles tun, um die Menschen von ihren Zielen und ihrem Verantwortungsbewusstsein zu überzeugen. Hierbei handelt es sich regelrecht um eine Bringschuld der Wissenschaft.

Fruchtbare Wissenschaft ist Folge und Voraussetzung der «*offenen Gesellschaft*» (*Karl R. Popper*). Die Wissenschaftler sollten aber nicht den Aufrufen der Öko-Fundamentalisten erliegen. Die öko-fun-

.....

Wer der Gleichheit das Wort redet und den wissenschaftlichen Fortschritt mit scheeligen Augen betrachtet, der trägt dazu bei, dass seine eigenen Lebenschancen und vor allem die seiner Kinder geschmälert werden.

.....

9 Vgl. G. Sohn, *Anti-modernismus und Naturromantik. Anmerkungen zu einem ökologischen Irrweg*, in: *Criticón*, H.151, 1996.

10 E. Noelle-Neumann, *Öffentliche Meinung. Die Entdeckung der Schweigespirale*, Frankfurt am Main und Berlin 1989.

11 T. Meyer, *Fundamentalismus. Aufstand gegen die Moderne*, Reinbek bei Hamburg 1989.

damentalistische Politik besteht ja gerade «*nicht in Kommunikation, Überzeugung, pluralistischen Diskursen und Mehrheitsentscheidungen*», sondern in einer antidemokratischen, totalitär-diktatorischen Anmassung, weil angeblich die «*Voraussetzungen der verantwortlichen und zurechnungsfähigen Persönlichkeit, des Rationalismus, des Pluralismus und der Institutionen der parlamentarischen Demokratie selbst nur Ursache und Ausdruck der todbringenden Moderne*» sind¹¹. Es mag ja sein, dass manche kritisierten Projekte, wie etwa die Gentechnologie, sich später einmal als Fehlentwicklung erweisen werden. Heute aber stellen die Projekte der Wissenschaft gewöhnlich begründete Erfolgsverheissungen dar. Die Angstproduzenten werden gehört, weil sie den Menschen suggerieren, für die angeblich drohenden Gefahren gäbe es einfache Erklärungen, und man könne sie durch Patentlösungen verhindern. Aber monokausale Ereignisse sind etwas höchst Seltenes und Patentrezepte eignen sich nur für simple Pseudoaufklärung.

Gewiss ist auch der Mensch nur eine Episode der Evolution, und er kann sich wie jede Spezies nicht oder nicht so ohne weiteres ihren Gesetzen entziehen. Aber es macht die Grösse des Menschen aus, dass er sich nicht fatalistisch in bedrohliche Verhältnisse schickt. Die Wissenschaft, namentlich die kritisch-rationale, ist hierbei gefordert, indem sie sich – zuallererst – stärker als bisher an der sogenannten Risikodebatte beteiligt. Weil Wissenschaftler aber recht oft nicht zur Übereinstimmung gelangen, trüge auch ihre vermehrte Beteiligung nicht immer zum Abbau von Unsicherheit und Ängsten bei. Trotzdem: Die Angst vor der Wissenschaft und ihrem Fortschritt ist im Grunde genommen irrational. Die Angst ist besonders bei denen gross, die ohne feste Rückbindung, also religiöse Verankerung, leben und sich mithin ungesichert fühlen. Gerade diese Menschen fürchten, dass zum Bindungsmangel auch noch das Unbekannte und sie ganz besonders Verunsichernde des wissenschaftlichen Vorwärtsschreitens kommt. *Ernst Jüngers* Wort sollte ihnen, sollte uns allen zur richtigen Einstellung verhelfen: «*Auf alle Fälle führt die Hoffnung weiter als die Furcht*». ♦

WIE SOZIAL IST DIE GESETZLICHE ALTERSSICHERUNG?

Meinhard Miegel,

1939 geboren, 1958–1996 Studium der Philosophie, Soziologie sowie Rechtswissenschaften in Washington D.C., Frankfurt a.M. und Freiburg. 1975/77: Leiter der Hauptabteilung Politik, Information und Dokumentation der Bundesgeschäftsstelle der CDU in Bonn. Seit 1977 Leiter des Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft in Bonn; seit 1992 Ausserplanmässiger Professor an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Leipzig und Leiter des Zentrums für Internationale Wirtschaftsbeziehungen.

Wer in Deutschland nach 45 Versicherungsjahren 1995 in Rente ging, erhält – gemessen an seinen vorausgegangenen Leistungen – eine doppelt so hohe Rente wie der Neurentner des Jahres 2015 zu erwarten hat. Wie sozial ist ein gesetzliches Alterssicherungssystem, das der einen Generation bei niedrigen Beiträgen hohe Renten gewährt und der anderen bei hohen Beiträgen niedrige?

Die soziale, das heisst die gemeinschaftsverbindende, gemeinschaftsfördernde Alterssicherung, ob gesetzlich normiert oder nicht, bedarf immer der gleichen Organisation. Diese Organisation wurde schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts meisterhaft in einer kleinen Parabel von *Johann Peter Hebel* dargestellt. Er beschreibt dort einen Wandersmann, der auf seinem Wege einem Bauern begegnet, der auf einem Brett drei Brote trägt. Sagt der Wanderer zum Bauern: *«Warum hast Du drei Brote gebacken, wo Du doch mit Deiner Frau höchstens eins essen kannst?»* Der Bauer erwidert: *«Du hast recht. Mit meiner Frau kann ich nur ein Brot essen. Aber ein zweites habe ich für meine alten Eltern gebacken, die dort drüben in dem Häuschen wohnen. Von denen habe ich nämlich diesen Hof übernommen und die haben vieles von dem geschaffen, was ich heute nutzen kann. Dafür sage ich Dank.»* *«Und das dritte Brot?»* *«Das dritte ist für meine Kinder bestimmt, damit sie für mich eines Tages das Brot backen werden, wenn ich dort drüben in dem Häuschen wohnen werde.»* Die schlichte Botschaft: Die erwerbsfähige Generation muss immer drei Brote backen. Anders funktioniert kein System der Altersvorsorge, auch kein gesetzliches.

Doch damit die jeweils erwerbsfähige Generation nicht nur drei kümmerliche, sondern drei stattliche Brote backen kann, von denen alle satt werden, muss die alte Generation vorsorgen, das heisst, um die Parabel von *Johann Peter Hebel* fortzuspinnen, muss sie einen ordentlichen Hof übergeben, kultivierte Felder, Saatgut, gesundes Vieh und was sonst so zu einer funktionierenden, leistungsstarken Wirtschaft gehört. Anders gewendet: Eine Generation sorgt nur durch Investitionen für

ihr Alter vor – Investitionen in Humankapital oder, etwas weniger technokratisch ausgedrückt, in Kinder, in Immobilien, in Sachkapital, in Produktivkapital und selbstverständlich in Infrastrukturen von Schulen und Universitäten über Verkehrswege und Kläranlagen bis hin zu einer intakten Umwelt. Nur das und nichts anderes ist gelungene Altersvorsorge.

Vor diesem Hintergrund ist die von vielen Politikern und selbst von manchen Wirtschaftswissenschaftlern gern gebrauchte Formel, während einer bestimmten Periode könne immer nur konsumiert werden, was in dieser Periode produziert worden sei, irreführend und gefährlich. Sie ist ein billiger Vorwand fürs Nichtstun. Zwar ist es richtig, dass die heute Jungen nicht jetzt schon das Brot für ihr Alter backen können. Ob und wie viel Brot der einst jedoch gebacken werden kann, hängt jedoch entscheidend vom heutigen Handeln ab. Heute wird entschieden, wie wir in einer Generation leben werden. Die Würfel fallen jetzt, auch jene der Altersfürsorge, die es in 20 oder 30 Jahren geben oder eben nicht geben wird. Das Argument, derzeit bestehe für Massnahmen der Alterssicherung kein Handlungsbedarf, weil erst in 10 oder 15 Jahren Probleme entstünden, ist deshalb nicht nur kurzfristig, sondern schlicht töricht. Denn wenn für die Altersfürsorge Probleme erkennbar werden, ist es höchste Zeit zum Handeln, mitunter dann auch schon zu spät.

Die Qualität eines Alterssicherungssystems ist wie folgt zu bemessen: zum einen an seiner Fürsorgefähigkeit. In dieser Hinsicht verdienen die Systeme der meisten frühindustrialisierten Länder gute Prädikate. Zum andern an seiner Vorsorgefähigkeit. Hier scheitern alle ausschliesslich

Dieser Beitrag ist ein Ausschnitt aus einem Vortrag, der am 30. Mai 1997 in Zürich auf Einladung der Progress-Foundation und des Liberalen Instituts gehalten worden ist.

oder weitgehend auf Umlagefinanzierung gegründeten Systeme. Denn «Renten» – wie immer definiert – sind nie etwas anderes als «Zinsen» für zuvor gebildetes «Kapital». Wo dieses Kapital nicht entsteht – und es kann in umlagefinanzierten Systemen nicht entstehen – fehlt die Voraussetzung für Zinszahlungen. Konkret: Die heutigen Beitragszahler leisten nur die Zinsen für Kapital – Kapital im weitesten Sinne –, das sie von den derzeit Alten übernommen haben. Die Alten nehmen diese Zinsen – die ihnen gewährte Fürsorge – mit ins Grab. Eine Gegenleistung können die Beitragszahler nicht mehr erwarten. Von wem denn auch?

Für die etwas Hellsichtigeren unter uns waren diese Zusammenhänge immer klar. So formulierte der Nestor der katholischen Soziallehre, der Jesuitenpater von Nell-Breuning schon in den sechziger Jahren: *«Durch ihre Beiträge haben sie (die Beitragszahler, M. M.) nicht die Rente verdient, sondern dadurch haben sie erstattet, was die Generation zuvor ihnen gegeben hat. Damit sind sie quitt. Die Rente, die sie selber beziehen wollen, die verdienen sie durch die Aufzucht des Nachwuchses – ich füge hinzu, und durch jede andere Form der Kapitalbildung. Wer dazu nichts beiträgt, ist in einem ungeheuren Manko. Das Versprechen von Renten, die sich allein am Lohn orientieren, ist ein absoluter Widerspruch.»*

Doch auf genau diesem Widersinn beruht die gesetzliche Rentenversicherung vieler Länder einschliesslich Deutschlands. So behauptet der amtierende deutsche Bundesarbeits- und Sozialminister Blüm: *«Unsere Sozialversicherung ist nicht Fürsorge, sondern solidarische Selbsthilfe, mitgliedschaftlich und beitragsfinanziert. Leistungsansprüche werden durch vorherige Beitragszahlungen begründet. Bei der Rente entscheiden Höhe und Dauer der Einzahlungen über die spätere Höhe der Gegenleistungen. Die Rente ist also kein Geschenk, sondern Alterslohn für eine während des Arbeitslebens erbrachte Beitragsleistung.»*

Wäre diese Sichtweise zutreffend, würde durch Zinszahlungen oder das Begleichen von Schulden Vermögen gebildet werden. Das aber ist objektiv unmöglich. Die Zeit ist reif, dass wir uns mit dem unerfreulichen Gedanken vertraut machen, über geraume Zeit nur zwei Brote und allenfalls

ein Brötchen gebacken zu haben – jeweils ein Brot für die Vergangenheit und Gegenwart und das Brötchen für die Zukunft. Dass diese Handlungsweise nicht dauerhaft erfolgreich sein konnte, wird zunehmend spürbar.

Eine
Gegenleistung
können die
Beitragszahler
nicht mehr
erwarten.
Von wem
denn auch?

Gaukelspiel Rente

In ihrem Streben, eine leicht zu finanzierende Alterssicherung vorzugaukeln, hat die Politik sich selbst und die Bevölkerung in eine Zwickmühle manövriert, der nur schwer zu entkommen ist. Die Bevölkerung beginnt das Gaukelspiel zu durchschauen. In Deutschland erwarten 75 Prozent der unter 60jährigen und sogar mehr als 80 Prozent der unter 45jährigen nicht mehr, dass die Rentenpolitiker ihr Versprechen einer auskömmlichen und sicheren Altersversorgung werden einhalten können. Folglich mehren sich die Aktivitäten, aus dem System auszubrechen oder es zumindest zu unterlaufen.

Diese Aktivitäten werden noch zunehmen, wenn die Bevölkerung erkennt, dass



Karikatur von Dietmar Dänecke
in «Die Zeit» vom 20.9.1996.

es weitaus profitabler ist, ausserhalb der gesetzlichen Alterssicherung für sein Alter vorzusorgen: In Westdeutschland erhält der ledige Neurentner des Jahres 1995 nach 45 Beitragsjahren für jede reale Beitragsmark zwei reale Mark Rente – eine keineswegs spektakuläre, aber doch recht annehmbare «Rendite». Der Neurentner des Jahres 2015 wird unter sonst gleichen Voraussetzungen hingegen nur noch eine reale Mark Rente für jede reale Mark Beitrag erhalten. Das heisst, der Faktor Zins wird sich in seiner Alterssicherung nicht mehr bemerkbar machen. Zugleich wird sich innerhalb von nur 20 Jahren der Wert des Beitrags-Leistungsverhältnisses auf die Hälfte verringern. Noch einmal 20 Jahre später, in den dreissiger Jahren des nächsten Jahrhunderts, wird es dann für jede reale Beitragsmark nur noch etwa 0,80 DM Rente geben. Die Beitragszahler werden also im System der gesetzlichen Rentenversicherung reale Vermögensverluste erleiden.

Spätestens dann wird die Bevölkerung erkennen, dass sie – von Politikern in die Irre geführt – nicht ausreichend durch Investitionen vorgesorgt hat. Sie wird hautnah erfahren, was es heisst, wenn die beiden tragenden Säulen der gesetzlichen Rentenversicherung – die Demographie und der Arbeitsmarkt – aufgrund unzureichender Aufwendungen für Kinder, deren Erziehung und Bildung, für Forschung und Entwicklung, für Arbeitsplätze und für anderes mehr wegbrechen. Dann händeringend die junge Generation zu beschwören, sie möge sich doch bitte solidarisch mit den Alten verhalten, wäre unfair. Denn heute sind es die 45- bis 65jährigen, die sich gegenüber den Jüngeren nicht sehr solidarisch verhalten. Diese jetzt jüngere Generation kann und wird in nicht zu ferner Zukunft die ältere fragen: «Was können wir dafür, dass wir so wenige sind und ihr so viele? Das habt doch ihr so entschieden. Was können wir dafür, dass wir in Forschung und Entwicklung in vielen Bereichen nicht mehr führend sind? Das habt doch auch ihr zu vertreten.» Oder, um ein letztes Mal auf die *Hebelsche* Parabel zurückzukommen: «Ist es unsere Schuld», so werden die Jüngeren fragen, «wenn der Hof heruntergekommen und die Felder verwildert sind?»

Zwar werden diese Vorwürfe vielen Älteren gegenüber höchst ungerecht sein.

.....

*Eine Generation
sorgt nur durch
Investitionen für
ihr Alter vor –
Investitionen in
Humankapital
oder, etwas
weniger techno-
kratisch aus-
gedrückt, in
Kinder, in
Immobilien, in
Sachkapital, in
Produktivkapital
und selbstver-
ständlich in Infra-
strukturen von
Schulen und
Universitäten
über Verkehrs-
wege und Klär-
anlagen bis hin
zu einer intakten
Umwelt.*

.....

Denn viele der heute Aktiven sorgen ja ausreichend für ihr Alter vor. Zieht beispielsweise ein durchschnittlich verdienendes Ehepaar zwei oder drei Kinder auf und sorgt es für deren Ausbildung, dann investiert es in sie etwa eine Million Mark. Oder umgekehrt, hat ein durchschnittlich verdienendes Ehepaar keine Kinder grossgezogen und mit 65 Jahren keine sonstigen Investitionen von wenigstens einer Million Mark getätigt, dann hat es schlicht auf zu grossem Fusse gelebt. Folglich werden Konflikte nicht nur zwischen Jungen und Alten, sondern zugleich auch zwischen jenen Alten aufbrechen, die trotz Vorsorge vom staatlichen System der Alterssicherung nicht besser, wahrscheinlich sogar schlechter gestellt werden als jene, die nicht vorgesorgt haben. Dieser Konflikt ist im Rahmen der gesetzlichen Alterssicherung nur bedingt zu lösen. Deshalb wird sie, das steht bereits heute fest, künftig nicht länger gemeinschaftsfördernd, und -bindend, sondern entzweierend wirken.

Lösungen?

Die *erste* ist, die Wahrheit zu sagen. Auch hierzu noch einmal *von Nell-Breuning*: «Die Politiker müssen endlich den Mut haben, vor die Bevölkerung zu treten, um ihr zu sagen, alles, was wir euch über die Finanzierbarkeit der Renten gesagt haben, ist Unsinn.» Der Bevölkerung muss deutlich gemacht werden, dass Altersvorsorge beim derzeitigen System der gesetzlichen Rentenversicherung nur ausserhalb des Systems stattfindet. Daraus folgt *zweitens*, dass die Vorsorge-spricht Investitionsfähigkeit der Bevölkerung und deren Investitionswilligkeit mit allen Mitteln gestärkt werden muss. Voraussetzung hierfür ist, dass die gewaltige Konsummaschine der Sozialtransfers auf niedrige Touren gebracht wird. In Deutschland beispielsweise wurde in den fünfziger und sechziger Jahren, als es den Menschen viel schlechter ging als heute, für Zwecke des Sozialtransfers nur etwa ein Sechstel des Bruttoinlandsprodukts aufgewandt. Heute ist es ein Drittel, das entspricht mehr als einer Billion Mark. Um diese von einer Billion Mark angetriebene Konsummaschine auf niedrigere Touren zu bringen, müssen alle Transferbereiche eingegrenzt werden, die

Sozialhilfe, die Kranken- und Pflegeversicherung, die Arbeitslosenversicherung und vor allem die gesetzliche Alterssicherung.

Welche Massnahmen hier zu ergreifen sind, ist so oft ausgeführt worden, dass ich dem nichts hinzufügen brauche. Bei Krankheit und Pflege müssen sich Zwangsversicherungen auf den grossen Schadensfall beschränken. Die Alltagsprobleme können und müssen in den Verantwortungsbereich des einzelnen und seiner Familie zurückverlagert werden. Bei Arbeitslosigkeit müssen ebenfalls leichtere Fälle, sprich kürzere Ausfallzeiten von vier, acht oder zwölf Wochen vom einzelnen gemeistert werden. Die grosse Mehrheit ist bei entsprechender Vorsorge hierzu in der Lage. Die Alterssicherung schliesslich wird sich künftig aus einer vom Staat zu organisierenden Grundsicherung und einer oder mehrerer privater Zusatzsicherungen zusammensetzen müssen. Die Zeiten, in denen der Staat eine lebensstandardsichernde Alterssicherung versprechen konnte, sind vorüber. Oder genauer: Staatlich organisierte Lebensstandardsicherung kann und wird es künftig nur noch für die wirtschaftlich Schwächeren geben.



Lithographie von Ernst Schlatter: Appell für die Altersspende 1939.

Alles dies bedeutet nicht Abbau des Sozialen, sondern dessen Wiederherstellung. Die derzeitige staatliche Organisation des Sozialen hat dessen Substanz beschädigt. Durch sie haben der Bevölkerungsaufbau, der Arbeitsmarkt, die öffentlichen Haushalte und anderes mehr gelitten. Die Beziehungen zwischen Menschen müssen wieder gestärkt werden. Das ist möglich und auch nötig. Durch die gegenwärtige Organisation des Sozialen ist die Gesellschaft viel zu ausschliesslich gegenwartsorientiert. Ihr müssen wieder Zukunftsdimensionen eröffnet werden. Das ist möglich und nötig. Doch ist in der Demokratie Herrschaft ohne Geschenke, ohne sozialstaatliche Wohlstandsillusion möglich? Ich kann dies nur hoffen. Illusionen sind kein tragfähiges Fundament einer Gesellschaft. Das wusste schon *Abraham Lincoln*, als er – frei zitiert – vor rund 150 Jahren feststellte: Man könne einige Menschen immer in die Irre führen, alle Menschen einmal, aber nie alle Menschen immer. Daran sollten gerade die Sozialpolitiker denken. Mit unhaltbaren Versprechen den sozialen Frieden erhalten zu wollen, heisst, ihn zu zerstören. ♦

Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken), welche die Schweizer Monatshefte aus finanziellen Gründen nicht regelmässig beziehen können. Es ist uns nicht möglich, alle Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 89.– (Ausland Fr. 110.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigefügte Geschenk-Abo-Karte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

*Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich
Telefon 01/361 26 06, Telefax 01/363 70 05*

MOBILITÄT IN THEORIE UND PRAXIS

Umweltschutz im politökonomischen Spannungsfeld

Iris Bohnet,

geboren 1966 in Luzern. Studium der Wirtschaftswissenschaften, Politischen Wissenschaft und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich. Doktorat 1995. Schwerpunkte in Lehre und Forschung: Wirtschaftspolitik, Umweltökonomie, Experimentelle Ökonomie. Aktuelle Publikationen: Kooperation und Kommunikation. Eine ökonomische Analyse individueller Entscheidungen. Tübingen: Mohr (Siebeck), 1997.

Mobilität ist zum Problem geworden. Während sich die Vertreter und Vertreterinnen unterschiedlichster Fachrichtungen erstaunlich einig über Diagnose und Rezepte sind, geht die politische Praxis in der Therapie meist andere Wege.

Mobilität – die räumliche Mobilität von Menschen (aber auch von Gütern) – verursacht heute, bei allen Vorteilen, die sie in einer arbeitsteiligen Wirtschaft mit sich bringt, ungedeckte Kosten. Private und soziale Nutzen-Kosten-Abwägungen stimmen nicht überein. Ökonomen propagieren daher schon seit langem eine Internalisierung der externen Kosten. Anreizorientierte Instrumente werden dabei dirigistischen Massnahmen in der Form von Ver- und Geboten vorgezogen. Da die modelltheoretisch optimalen Instrumente, Verhandlungen und Sozialkostenabgaben, jedoch mit gravierenden Anwendungsproblemen verknüpft sind, wurden sie zugunsten von «Second-best-Lösungen» aufgegeben. Diese erlauben eine effiziente, d.h. zu minimalen volkswirtschaftlichen Kosten mögliche Erreichung der aus dem politischen Entscheidungsprozess hervorgegangenen Zielwerte. Lenkungssteuern und handelbare Zertifikate führen zu einer effizienten Annäherung an die gesellschaftliche ökologische Wunschvorstellung.

Untersuchungen für den Raum Zürich z.B. zeigen, dass von anreizorientierten Instrumenten tatsächlich bessere Nutzen-Kosten-Relationen ausgehen als von polizeirechtlichen Massnahmen (Bretschger u.a. 1993, Maibach u.a. 1993). Zu den effizienteren Massnahmen gehören Treibstoff- und emissionsabhängige Schwerverkehrsabgaben, Stadtvignetten als Annäherung an das «Road Pricing» und Parkplatzabgaben, während zusätzliche Geschwindigkeitsbegrenzungen auf der Autobahn, der isolierte Ausbau des öffentlichen Verkehrs und Anwohnervignetten wenig bringen. Anreizorientierte Instrumente würden dazu führen, dass *alle* besser gestellt wären. So augenscheinlich die theoretischen Vorteile dieser Instrumente zu sein scheinen, so wenig werden sie in die Praxis umgesetzt. Verschiedene Erklärungen bieten sich an.

Ablehnung des Marktes

Zunächst mag die Ablehnung marktkonformer Instrumente auf einem Misstrauen gegenüber dem Preissystem im allgemeinen beruhen. Umfragen in Kanada, Deutschland und der Schweiz ergaben, dass in Situationen, in denen eine Übernachfrage nach einem Gut besteht, Preiserhöhungen allgemein als unakzeptabel gelten. Wird die Allokation über den Markt mit anderen Zuteilungsverfahren verglichen, schneiden administrative Mechanismen deutlich besser ab als Preise. Die präferierte Alternative ist das traditionelle Verfahren «First come, first served», und am schlechtesten schneidet ein Zufallsmechanismus ab (vgl. B. S. Frey, 1990). Die moralische Komponente von Preiserhöhungen ist unübersehbar. Die Befragten beurteilen eine Preiserhöhung denn auch als fairer, wenn die Mehreinnahmen an das Rote Kreuz weitergegeben werden. Unter dieser Bedingung halten 65 Prozent einen Anstieg des Preises für fair. Moralische Akzeptanz von Umweltsteuern könnte demnach erzeugt werden, wenn die Einnahmen aus pretialen Mechanismen für gesellschaftlich «gute» Zwecke verwendet würden. Handelbare Zertifikate gelten als besonders unfair, da sie eine Berechtigung beinhalten, «etwas Schlechtes zu tun», nämlich die Umwelt zu verschmutzen. Der Verkauf von «Rechten auf Zerstörung der Natur» wird manchmal gar mit dem Ablasshandel, bei dem Rechte auf Vergebung der Sünden über den Markt alloziert wurden, verglichen. Auflagen werden hingegen oft als Instrument wahrgenommen, bei dem sich der Verursacher in der Rolle des Gemassregelten wiederfindet, der sich einer Anordnung im Interesse des Gemeinwohls zu fügen hat.

Da der Markt hier nicht wie bei privaten Gütern als Bewertungsinstanz dienen kann, muss die Wissenschaft auf Ersatz-

Der Aufsatz basiert auf Überlegungen, die von der Autorin im Rahmen einer Studie zur Zukunft der Schweizerischen Mobilitätsforschung gemacht wurden.

grössen für die fehlenden Preise zurückgreifen. Schattenpreise lassen sich direkt und indirekt erfassen. Während die direkte Erfragung der Zahlungsbereitschaft, z.B. für saubere Luft, mit allen Problemen zu kämpfen hat, mit denen reine Absichtserklärungen ohne Konsequenzen für das Individuum behaftet sind, wird bei indirekten Verfahren auf beobachtbare Preise zurückgegriffen, die externe Effekte häufig nur ungenügend abzubilden vermögen. Reparaturkosten etwa gelten als Indikator für die Auswirkungen der Luftverschmutzung. Obwohl solche Verfahren Schwächen haben, ermöglicht eine Kombination verschiedener Messmethoden eine Annäherung an das Ausmass der externen Effekte.

Interessen

Immer jedoch – und dieser Frage ist dieser Beitrag gewidmet – kann eine Umsetzung auch an den Interessen der Betroffenen scheitern. Politische Massnahmen schaffen Gewinner und Verlierer. Verschiedene Gruppen haben unterschiedliche Anreize und Möglichkeiten, sich in diesen Prozess einzubringen. Die asymmetrische Organisierbarkeit und Durchsetzungsfähigkeit von Interessen bestimmt im politischen Markt, wer erfolgreich politische Massnahmen nachfragen kann.

Eingeengt durch die Wiederwahlrestriktion, führt der Politiker nur unter idealen Bedingungen zur bestmöglichen Erfüllung der individuellen Präferenzen der Wähler. Gegeben ein politisches Gleichgewicht, das verzerrt zugunsten von Produzenten- und zulasten von Konsumenteninteressen ist, bleibt abzuklären, warum die Zustimmung von Verlierern politischer Massnahmen nicht durch Kompensation erkauf werden kann. Kompensationszahlungen spielen vor allem bei Verhandlungen eine wichtige Rolle. Internationale Mobilitätsprobleme können nur durch Rekurs auf dieses Entscheidungsverfahren gelöst werden, da typischerweise zentrale Instanzen mit Gesetzgebungskompetenz fehlen.

Die Regierungspopularität hängt u.a. von wirtschaftlichen Faktoren ab. Die Regierung wird daher versuchen, vor den Wahlen einen positiven Einfluss auf wirtschaftliche Kennziffern auszuüben, während sie nach erfolgreichen Wahlen der Konjunktur ihren Lauf lässt. Daraus re-

.....

Auch anreiz-orientierte Instrumente können zu protektionistischen Zwecken missbraucht werden.

.....

sultieren «politische Konjunkturzyklen». Popularitätsfunktionen, in denen mobilitätsrelevante Faktoren als Determinanten einbezogen wurden, existieren bis anhin nicht. Denkbar wäre jedoch, die Zu- bzw. Abnahme der privaten und öffentlichen Mobilität oder auch Veränderungen der durch Mobilität verursachten externen Effekte zuzulassen. Auch wenn die relative Bedeutung der «Mobilitätsvariablen» für die Wiederwahlwahrscheinlichkeit einer Regierung nicht bekannt ist, wird eine Regierung versuchen, den Nutzen ihrer Politik hervorzuheben und die Kosten möglichst unbemerkt anfallen zu lassen. Daher sind folgende Politikmuster zu erwarten:

- Politische Massnahmen werden so gestaltet, dass deren Nutzen konzentriert auf klar definierbare Gruppen fällt, während die Kosten grosse, nicht oder schlecht organisierte Bevölkerungsteile zu tragen haben. Der Pro-Kopf-Gewinn der Nutzniesser wird damit gross sein; der Pro-Kopf-Verlust der Verlierer wird jedoch nur einen Bruchteil der Steuerbelastung eines Bürgers ausmachen bzw. die Konsumausgaben durch Preiserhöhung nur wenig mehr belasten. Steuerzahler und Konsumenten haben keinen Anreiz, sich über eine politische Massnahme, die sie nur marginal belastet, zu informieren oder sich gegen sie zur Wehr zu setzen und reagieren erst bei starker Belastung.

- Das individuelle Interesse jedes Gruppenmitglieds an politischen Massnahmen, die seine Branche betreffen, ist viel grösser. Produzenten können sich daher leichter organisieren und für ihre Wünsche einsetzen. Die häufig daraus resultierende enge Beziehung zwischen der Interessengruppe und der entsprechenden Regulierungsbehörde wird in der Neuen Politischen Ökonomie unter dem Begriff «capture» und in der politikwissenschaftlichen Literatur unter «Klientelwirtschaft» diskutiert. Die These wird durch eine Befragung von Politikern, Interessengruppen und Fachleuten zu den Nutzen und Kosten der Mobilität in der Schweiz untermalt¹: Eindeutig abweichende Nutzen-Kosten-Einschätzungen haben die Strassenverkehrsverbände, das Automobil- und das Transportgewerbe und die für den Strassenbau zuständigen Verwaltungseinheiten. Die Untersuchung von Iseemann (1994) für Basel bestätigt die Asymmetrie in der Interessenwahrnehmung auch für städtische Mobilitätsfragen. Durch Einzelgespräche mit Betroffenenengruppen wurde die Bereitschaft, eine Internalisierung der externen Kosten des Agglomerationsverkehrs zu akzeptieren, zu eruieren versucht. Widerstand wurde dabei vor allem von seiten des Gewerbes gezeigt. Das innerstädtische Gewerbe fürchtet sich vor allen Massnahmen, die standortdifferenzierend wirken, während sie flächendeckend wirkende Instrumente wie den Katalysator befürworten. Wenn man die ökonomisch erfassten Preiselastizitäten in Betracht zieht, wird die Wahrscheinlichkeit, dass Konsumenten oder Unternehmungen abwandern, jedoch allgemein überschätzt.

- Kosten werden lieber indirekt, etwa über Inflation oder Budgetdefizite, als direkt, durch Steuererhöhung, aufzubringen gesucht. Als attraktivste Lösung

¹ Die Studie wurde von Lundsgaard-Hansen (1993) im Auftrag des Eidgenössischen Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartements durchgeführt.

bietet sich die Überwälzung auf zukünftige Generationen an, die zum Entscheidungszeitpunkt keine Möglichkeiten der politischen Einflussnahme haben. Abstimmungsanalysen zeigen denn auch, dass Vermächtniswerte das Abstimmungsverhalten nicht beeinflussen. Entweder glauben die Abstimmenden nicht, dass sie die Umwelt auf Kosten zukünftiger Generationen konsumieren, oder sie beziehen die Nachwelt nicht in ihr Entscheidungskalkül ein.

- Bei der Wahl der Instrumente wird eine Regierung dirigistischen Lenkungsmechanismen den Vorzug geben. Der Markt als dezentraler Koordinationsmechanismus, z.B. in Form von handelbaren Zertifikaten, ist wenig attraktiv, da er «automatisch» wirkt und Erfolge nicht der Regierung zugeschrieben werden. Umweltsteuern schneiden ebenfalls schlecht ab, da sie die Kosten augenscheinlich werden lassen, während der Nutzen nur langsam und nicht individuell zurechenbar auftritt. Im Vergleich zu Verboten entfalten anreizorientierte Instrumente nicht unmittelbar ihre Wirkung, da Menschen auf eine Veränderung der relativen Preise zwar im Durchschnitt mit einer Verminderung der teurer werdenden Aktivität reagieren, dieser Anpassungsprozess jedoch zeitintensiv und je nach Individuum unterschiedlich stark ausgeprägt ist. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang die Diskrepanz in der Einschätzung marktlicher und polizeirechtlicher Instrumente innerhalb der Ökonomie. Eine Untersuchung über die Einstellung von Ökonomen gegenüber umweltpolitischen Massnahmen, genauer gegenüber Emissionssteuern auf der einen Seite und Emissionsstandards auf der anderen Seite, zeigt folgendes Bild: Ökonomen, die in der öffentlichen Verwaltung angestellt sind, präferieren Auflagen, während ihre Kollegen marktlichen Mechanismen zuneigen (B. S. Frey, Schneider und Pommerehne 1985).

- Ganz allgemein wird Politik «input-orientiert» sein, da sich Inputs, z.B. in Form von Gesetzen, leichter und schneller sichtbar machen lassen als Outputs, die etwa als eine Verbesserung der Umweltqualität anfallen könnten. Politische Entscheidungsträger werden sich daher auf das Erlassen von Vorschriften konzentrieren und die Durchführung an bürokratische Instanzen abschieben, die ihrerseits keiner Wiederwahlrestriktion unterliegen. Der Kontrolle durch die Politik kann sich die Bürokratie um so besser entziehen, je grösser die Informationsasymmetrien sind. Ein Vorgehen, welches die Politiker allgemeine und prestigeträchtige Gesetze formulieren lässt, die Detailarbeit der Umsetzung jedoch der Verwaltung überlässt, liegt daher durchaus im Interesse der Bürokraten. Ermessensspielräume und die Verfügungsmacht über Sachmittel und Personal werden damit grösser, originäre Kompetenzbereiche und die damit verbundenen Profilierungsmöglichkeiten können erungen und politische Konflikte vermieden werden.

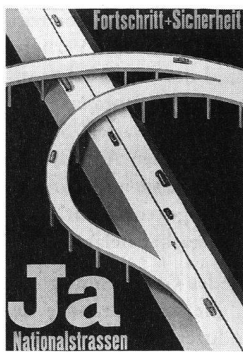
Umverteilung und Kompensation

Politischer Widerstand entzündet sich daran, dass die Erhöhung der Wohlfahrt der Volkswirtschaft nicht automatisch die Besserstellung eines jeden Individuums und jeder Gruppe nach sich zieht. Dass die potentiellen Verlierer mobilitätshem-

mende Massnahmen tatsächlich ablehnen, bestätigen die Abstimmungsanalysen von Blöchliger und Spillmann (1992).

Die vier untersuchten Umweltschutzvorlagen, die zwischen 1988 und 1991 im Kanton Zürich zur Abstimmung gelangten, strebten an, durch eine Verminderung des Privatverkehrs die Umweltqualität zu verbessern. Die folgenden vier Verkehrsvorlagen wurden analysiert: die «Volksinitiative Stopp dem Beton», die «Einzelinitiative für zwölf autofreie Sonntage im Jahr», die «Volksinitiative zur Förderung des öffentlichen Verkehrs» und die «Volksinitiative für ein kantonales Umweltabonnement». Das Abstimmungsverhalten wurde aufgeschlüsselt nach den Kriterien Einkommen, Branchenzugehörigkeit, Region und Generation. Die Autoren finden, dass höhere Einkommensschichten, verkehrsunabhängige Branchen und schlecht erschlossene Regionen die Vorlagen eher ablehnen; keine Rolle spielt der Vermächtniswert. Interessant erscheint vor allem, dass der Nettonutzenzuwachs aus einer realisierten Vorlage um so höher eingeschätzt wird, je tieferen Einkommensschichten die Wähler und Wählerinnen angehören. Es kann eine einkommensnivellierende Wirkung der Vorlagen vermutet werden, die im Gegensatz zu der weit verbreiteten These steht, mobilitätshemmende Massnahmen seien sozial unverträglich.

Es überrascht nicht, dass die meisten Mobilitätsprobleme politisch angegangen werden. Meist fehlen entsprechende Eigentumsrechte, um (private) Verhandlungen zwischen Verursachern und Geschädigten zu ermöglichen. Auch der Staat kann nicht von Fall zu Fall in Neuverhandlungen mit den Geschädigten treten; vielmehr schafft er durch einmal gesprochene Kompensationszahlungen Präzedenzfälle, die seinen Handlungsspielraum langfristig beeinträchtigen. Im politischen Prozess müssen daher Entschädigungskriterien festgelegt werden. Dieser Prozess ist freilich nicht gegen die Einflussnahme organisierter Gruppen gefeit, die durch strategisches Verhalten den Kompensationsmechanismus unterminieren können. So können Schädigungen angedroht oder gar durchgeführt werden, um sich den Verzicht auf die schädigende Aktivität bezahlen zu lassen. Diese Probleme sind aus der Diskussion über Subventionen (etwa in



Abstimmungspostkarte des Aktionskomitees für Nationalstrassen, 1961. Quelle: Walter Leimgruber/Gabriela Christensen, Sonderfall?: Die Schweiz zwischen Réduit und Europa, Ausstellungsband, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1992.

der Landwirtschaft) bekannt. Empirische Untersuchungen zeigen zudem, dass Kompensationen häufig abgelehnt werden, weil sie als Bestechungsversuch interpretiert werden (*Oberholzer u. a.* 1995).

Nicht nur die Moral führt zu weiterem Widerstand. Die Verlierer wissen, dass sie nicht vollständig kompensiert werden können, da dynamische Wirkungen unentschädigt bleiben. Eine Veränderung der relativen Preise wird eine veränderte Wettbewerbssituation nach sich ziehen. Produzenten von Substitutionsgütern, welche Mobilität ohne vergleichbare externe Effekte anbieten (z.B. Solarmobilhersteller) und daher von einem Kosten- bzw. Preisanstieg der umweltschädigenden Mobilität (z.B. über Treibstoffabgaben) nicht betroffen sind, würden profitieren. Genauso wären Hersteller bestimmter umweltschonender Technologien an einer Verteuerung interessiert. Es ist nicht zu erwarten, dass sich die potentiellen Gewinner mit einer ähnlichen Vehemenz für die Verteuerung der Mobilität einsetzen werden, wie sich die Verlierer zur Wehr setzen, da Opportunitätskosten in der Form entgangener Gewinne geringer bewertet werden als direkte Kosten in Form höherer Ausgaben.

Veränderte Wettbewerbsbedingungen locken neue Anbieter auf den Markt, die allenfalls unterboten werden können, wenn die «Insider» wirkungsvolle Mittel finden, sich vor der neuen Konkurrenz zu schützen. Dirigistische Massnahmen mittels Auflagen (z.B. Umweltqualitätsstandards) und Quoten bieten dazu Hand. Mengenrestriktionen schaffen Kartellrenten für die «Insider», die nicht mit Neueinsteigern geteilt werden müssen, da etablierte Anbieter ihren Informationsvorsprung im Umgang mit der öffentlichen Verwaltung und dem Implementierungsprozess ausnützen können. Auch anreizorientierte Instrumente können zu protektionistischen Zwecken missbraucht werden. Wenn der Handel von Zertifikaten etwa behindert und Zertifikate in Anlehnung an das bisherige Verschmutzungsniveau vergeben werden (sog. «grandfathering»), wird der Marktzugang für neue Anbieter erschwert. Um die Akzeptanz politischer Massnahmen abschätzen zu können, muss daher ihr Potential für Wettbewerbsbeschränkungen gegenüber markteintrittswilligen Neuemittenten mit einbezogen werden (*R. L. Frey* 1994).

Die Untersuchung über die Akzeptanzbereitschaft von Internalisierungsmassnahmen in Basel lässt vermuten, dass das innerstädtische Gewerbe auch aus protektionistischen Gründen Widerstand zeigte. *Isemann* (1994) weist nach, dass gerade diese Branche durch eine Internalisierung eher gewinnen als verlieren würde. Vergleicht man nämlich die heute üblichen (tiefen) Parkgebühren in den Innenstädten und den daraus resultierenden Nachfrageüberhang mit Internalisierungsmassnahmen, schneiden die letzteren besser ab. Zum einen würde der Parksuchverkehr enorm abnehmen und damit die Qualität der Innenstädte wieder erhöht, zum anderen würden auch Automobilisten mit hohen Zeitopportunitätskosten wieder angelockt. In München und Nürnberg zeigte sich nämlich, dass auch bei stündlichen Parkgebühren von DM 5 die zentralen Parkplätze voll ausgelastet sind. Parkgebühren lassen sich auf einfache Art und Weise an Kunden rückerstatten, was heute von vielen Kaufhäusern in Deutschland praktiziert wird.

Die Forderung nach Protektionismus ist um so erfolgreicher, da sie häufig mit einer Drohung mit dem Verlust von Arbeitsplätzen einhergeht, falls die umweltpolitischen Massnahmen durchgesetzt würden. Die daraus resultierende Koalition der Arbeitgeber mit den in dem betroffenen Sektor beschäftigten Arbeitnehmern macht es für eine Regierung leicht, belastende Massnahmen zugunsten der Unterstützung derartiger Sektoren aufzugeben. Dass Arbeitnehmerschutz-Moral gerade in der politischen Entscheidungsfindung häufig als Verpackungsmaterial dient, mag zum einen aus ethischen Gründen stören, zum anderen führt es zu Ineffizienzen in der Umverteilungspolitik, da die effizienten Direktzahlungen durch den politischen Prozess verunmöglicht werden.

Grenzübergreifende Probleme

Viele mit der Mobilität einhergehende Probleme machen nicht an den nationalen Grenzen Halt. Die für nationale oder gar lokale öffentliche Güter typischen Lösungsmuster greifen daher zu kurz. Während sich im nationalen Raum externe Effekte grundsätzlich internalisieren lassen, fehlt im internationalen Diskurs eine staatsähnliche, mit Vollzugsgewalt ausgestattete Instanz.



Abstimmungsplakat für die Kleeblattinitiative, 1990.

Quelle: Walter Leimgruber/Gabriela Christensen, *Sonderfall?: Die Schweiz zwischen Réduit und Europa*, Ausstellungsband, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1992.

Oft befinden sich die Entscheidungsträger in einer Situation, in der es zwar für alle Beteiligten vorteilhaft wäre, wenn alle einer Mobilitätsverringerung zustimmen würden, jeder einzelne jedoch am besten gestellt ist, wenn er unilateral von der Vereinbarung abweicht. Für die inländische Produktion ist der Nettonutzen am grössten, wenn alle anderen Länder Internalisierungsmassnahmen durchführen, das Inland jedoch nicht. Damit hätten die Produzenten im Inland nicht mit erhöhten Kosten zu kämpfen und hätten zusätzlich einen Wettbewerbsvorteil gegenüber der ausländischen Konkurrenz gewonnen. Als schlechteste Lösung präsentieren sich daher unilaterale Massnahmen, welche die einheimische Industrie schlechter stellen, ohne die ausländische Konkurrenz in gleichem Ausmass zu belasten. Zwischen diesen beiden Extremen liegt die Situation, in der alle Länder mobilitätsverteuernde Politik betreiben. Die Anreize, Trittbrett zu fahren, sind offensichtlich. Bei den Konsumenten ist die Interessenposition nicht ganz so deutlich. Sie hängt davon ab, wie die Konsumierenden das von der betroffenen Industrie angebotene (und durch die Internalisierung verteuerte) Gut im Vergleich zu einer verbesserten Umweltqualität bewerten.

Das Ziel internationaler Umweltvereinbarungen muss sein, durch geeignete Anreize Schwarzfahren unattraktiver als Kooperation zu machen. Kompensationszahlungen an die Verlierer werden wieder relevant, zumal – im Gegensatz zur nationalen Entscheidungsfindung – keine politischen Alternativen existieren. Auch im internationalen Raum ist jedoch moralisch motivierter Widerstand gegen monetäres Entgelt anzutreffen. Dieser ist um so geringer, je eher die Kompensationszahlungen in die «richtige» Richtung fliessen. Vermutlich stösst eine Entschädigung Kanadas dafür, dass keine Wälder abgeholzt werden, auf geringere Akzeptanz als eine Kompensation an Länder der Dritten Welt, damit diese den tropischen Regenwald nicht zerstören («Dept for Nature Swaps»). Zudem haben Vereinbarungen grössere Erfolgchancen, wenn Vertragsbündel so geknüpft werden, dass an deren Einhaltung verschiedenste Staaten, die aus unterschiedlichen Gründen Nettonutziesser sind, ein Interesse haben.

.....
*Auch wenn
 unilateraler
 Umweltschutz
 – selten die
 attraktivste aller
 Möglichkeiten
 darstellen dürfte,
 werden die
 Kosten des
 Alleingangs
 gemeinhin
 überschätzt.*

Auch wenn unilateraler Umweltschutz selten die attraktivste aller Möglichkeiten darstellen dürfte, werden die Kosten des Alleingangs gemeinhin überschätzt. Die Produktions- und Beschäftigungswirkungen, die etwa aus der Kohlendioxidabgabe des Bundesrats resultieren würden, sind sehr gering. Dies erstaunt wenig, hält man sich die Erfahrungen der skandinavischen Länder und der Niederlande vor Augen, in denen Abgaben auf Kohlendioxid bereits existieren, ohne nennenswerte negative Auswirkungen zu zeitigen. Auch wenn der Beitrag der Schweiz am weltweiten Treibhauseffekt wenig ändern würde, könnte sich ein Anschluss an die «CO₂-Abgabende Länder» in der langen Frist lohnen. Eine Vorreiterrolle könnte vor allem dann attraktiv sein, wenn die Abgaben als erster Schritt in Richtung auf eine ökologische Steuerreform gesehen würden. Diese hätte den – immer noch schwer quantifizierbaren – wünschenswerten Nebeneffekt, dass der Produktionsfaktor Arbeit steuerlich entlastet und seine internationale Wettbewerbsfähigkeit gesteigert werden könnte (Joachimsen u.a. 1995).

Die EU als einzige internationale Organisation, die bindende Rechtsvorschriften erlassen kann, ist seit 1987 auch ermächtigt, im Bereich des Umweltschutzes «Verordnungen» und «Richtlinien» zu erlassen. Die Euphorie wird allerdings dadurch gedämpft, dass nach Artikel 130s im Prinzip alle Mitgliedstaaten einer Verordnung zustimmen müssen und Richtlinien einen grossen Ermessensspielraum für die Umsetzung in den einzelnen Staaten beinhalten. Bis jetzt konnten sich die Mitgliedstaaten nur auf Mindestnormen einigen. Die aus Standards resultierenden wettbewerbsbeschränkenden Wirkungen wurden oben erörtert und lassen vermuten, dass auch die EU Produzenteninteressen schützt. Die Besonderheit der EU dürfte also nicht so sehr auf ihren (eingeschränkten) «Gesetzgebungskompetenzen» beruhen, sondern vielmehr darin gründen, dass sie ein Forum für Verhandlungen bietet. Kirchgässner (1995) betont, dass «innerhalb der EU Kompensationsgeschäfte nicht nur möglich, sondern auch üblich sind». Zwar erleichtert die funktionale Entscheidungsfindung in der EU je nach fachlicher Zusammensetzung des Ministerrats Verhandlungslösungen, jedoch benachteiligt

sie Gruppen, die in den fachspezifischen Gremien nicht vertreten sind – die Steuerzahlerinnen und Konsumenten.

Abzuwarten bleibt, wie das von *Neil Kinnock* im Dezember 1995 vorgelegte «Grünbuch über politische Optionen für die Internalisierung der externen Kosten des Verkehrs in der Europäischen Union» umgesetzt werden wird. Die anreizorientierten Vorschläge zielen auf eine elektronische Erfassung der externen Kosten («road pricing»). Da der Weg zur Kostenwahrheit lang ist, schlägt das Buch für die Übergangsphase vor, dass die EU-Vorschriften über Strassenabgaben für Lastwagen verschärft und leistungsabhängige, elektronisch berechnete Abgaben gemäss Infrastrukturbelastung für Lastwagen eingeführt werden, und votiert zudem für Mauterhebungen in Ballungszentren, für eine nach Umweltkriterien abgestufte Fiskalbelastung von Treibstoffen und für eine nach Umwelt- und Lärmkriterien abgestufte Besteuerung von Fahrzeugen.

Schweizer Mobilitäts-politik?

Ansätze für eine schweizerische «Mobilitätspolitik» sind rar. Unter Politik werden hier Massnahmen verstanden, die Umsetzungschancen haben, die also die Interessen der Betroffenen und das darauf resultierende Widerstandspotential berücksichtigen. Die Durchsetzung von Interessen ist asymmetrisch: Produzenten wissen ihre Position besser in den politischen Prozess einzubringen als Konsumenten. Dieser Nachfrage nach Politik stehen die Anbieter politischer Massnahmen gegenüber. Während es das Instrument der Initiative auch schwächeren Gruppen ermöglicht, die politische

Agenda mitzubestimmen, erlaubt das Referendum, die Folgen einer möglichen politisch-administrativen Kartellbildung abzuschwächen. Das Initiativrecht hat sich denn auch als wirkungsvollstes Mittel erwiesen, auf kantonaler Ebene Internalisierungsschritte vorzunehmen. Zudem sollte nicht unterschätzt werden, dass bereits 1971 der Artikel 24^{septies}, der den Umweltschutz zur Staatsaufgabe macht, Einzug in die Schweizer Verfassung gehalten hat. Dies war nur möglich, weil in der Schweiz ideologische Ausrichtungen den Ausgang

von Abstimmungen nur in den seltensten Fällen entscheiden, während in repräsentativen Demokratien Parteibindungen häufig zu sachfremdem, ideologisch motiviertem Widerstand führen. Die Regelung des Umweltschutzes hat in der Bundesrepublik aufgrund der Uneinigkeit der etablierten Parteien und der Opposition gegen die «Grünen» noch nicht im Grundgesetz verankert werden können.

Politisch-ökonomische Rahmenbedingungen bestimmen daher zu einem grossen Teil, welche Interessen sich im politischen Prozess durchsetzen. Zwar würde ein wohlwollender Diktator möglicherweise die effizienten Instrumente der ökonomische Theorie unmittelbar einführen, jedoch hätte ein solches Regime wohl andere Kosten. Auch Wissenschaftler – selbst, wenn sie sich selbst gern in dieser Rolle sehen – eignen sich schlecht als wohlwollende Diktatoren. Sollen Mobilitätstheorie und -praxis tatsächlich näher zusammenrücken, müssen sowohl die Anreize der Theoretiker, der Wissenschaftler, als auch der Praktiker, der Steuerzahler, der Interessengruppen, der Regierung und der Bürokratie in die Analyse miteinbezogen werden. ♦

Hansjörg Blöchliger und Andreas Spillmann, Wer profitiert vom Umweltschutz? Verteilungswirkungen und Abstimmungsverhalten in Verkehrs- und Umweltvorlagen, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik 128: 525–540, 1992.

Lucas Bretschger, Ingo Buse, Stefan Mäder, Reto Schleiniger und Heidi Schelbert, Saubere Luft im Kanton Zürich. Leitlinie für eine effiziente Luftreinhaltepolitik, Zürcher Kantonalbank, Zürich 1993.

Bruno S. Frey, Ökonomie ist Sozialwissenschaft. Die Anwendung der Ökonomie auf neue Gebiete, Vahlen, München 1990.

Bruno S. Frey, Friedrich Schneider und Werner W. Pommerehne, Economists, Opinions on Environmental Policy Instruments, Analysis of a Survey, in: Journal of Environmental Economics and Management 12: 62–71, 1985.

René L. Frey, Ökonomie der städtischen Mobilität. Durch Kostenwahrheit zur nachhaltigen Entwicklung des Agglomerationsverkehrs. vdf Hochschulverlag, Zürich 1994.

Thomas Isenmann, Wirtschaftsverträglichkeit und Raumwirksamkeit umweltorientierter marktwirtschaftlicher Verkehrspolitik, Rüegger, Chur und Zürich 1994.

Maren Joachimsen, Gebhard Kirchgässner, Christian Hanser, Heinz Hauser und Stephan Kux, Die Schweiz als Vorreiter bei internationalen Umweltproblemen: Chancen und Risiken, in: Maren Joachimsen, und Gebhard Kirchgässner (Hrsg.), Schweizerische Umweltpolitik im internationalen Kontext, Birkhäuser, Basel, Boston, Berlin 1995.

Gebhard Kirchgässner, Internationale Umweltprobleme und die Problematik internationaler öffentlicher Güter, in: Zeitschrift für angewandte Umweltforschung 8: 34–44, 1995.

Niklaus Lundsgaard-Hansen, Politische Umsetzung. Soziale Kosten und Nutzen des Verkehrs. Bericht zur Vorstudie. GVG Bern, 1993.

Markus Maibach, Rolf Iten und Samuel P. Mauch, Kostenwahrheit im Verkehr. Fallbeispiel Agglomeration Zürich. Vorschläge zur Internalisierung der externen Verkehrskosten, Rüegger, Chur und Zürich 1993.

Felix Oberholzer-Gee, Bruno S. Frey, Albert Hart und Werner W. Pommerehne, Panik, Protest und Paralyse: Eine empirische Untersuchung über nukleare Endlager in der Schweiz, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik 131: 147–177, 1995.

WACHSTUM – DENKANSTOSS ODER DENKFEHLER?

Peter Doeme

ist 1929 in Budapest geboren. Nach dem Ingenieurstudium an der ETH Zürich war er zuerst in der industriellen Forschung, dann im Forschungsmanagement tätig. Ausbildung zum Individualpsychologischen Berater (Alfred Adler). Seit 1992 arbeitet er als Freischaffender auf den Gebieten der Persönlichkeitsentwicklung und der Erwachsenenbildung.

Zwischen Ich und Nicht-Ich

Noch vor einigen Jahren hat sich kaum jemand um Nachrichten gekümmert, in denen über grossangelegte Zusammenlegungen von Unternehmen berichtet wurde. Und das seit langem gebräuchliche Wort «Produktivitätssteigerung» hat früher kaum belastende Assoziationen ausgelöst – es war ein Terminus bloss für Betriebsfachleute. Das ist anders geworden.

Wenn wir hinhören, worauf die Wünsche zur Veränderung gerichtet sind, fällt sofort auf, wie schwierig es ist, in unserem System Schritte zu planen, die Eindeutiges bewirken. Warum? Alles ist mit allem vernetzt, verhängt. In einer Gesellschaft, die nach Selbstbestimmung ruft, sind wir weitgehend fremdbestimmt. Auf wirtschaftlicher, politischer und auch auf gesellschaftlicher Ebene werden Kompromisse ausgehandelt, für welche sich die Begeisterung jeweils in Grenzen hält. Die Resignation erfasst immer weitere Kreise. Doch scheint es einen Ausweg aus dem Dilemma zu geben: das Wachstum! Ob Wirtschaftsfachleute, ob Gewerkschafter oder Politiker, alle betonen überzeugt und wiederholt die Notwendigkeit eines Wachstums. (Vielleicht sind es auch Gewerkschafterinnen und Politikerinnen, der «Tenor» jedoch ist meistens männlich – hat quantitatives Wachstum etwa nichts mehr mit der linkshemisphärischen Denkart des Logikers zu tun?) Dieser Konsens hat sich während der «Aufwärts-Jahre» gehalten. Spätestens seit Ende des Zweiten Weltkrieges reden wir davon, jedoch selten reflektiert. Selbst nachdem der «Club of Rome» die MIT-Studie über die «Grenzen des Wachstums» (DVA, Stuttgart 1972) veröffentlichte, nahm man auf der operationellen Ebene vor lauter Trendmodell Darstellungen kaum Notiz vom eigentlichen Anliegen der Herausgeber. Doch gerade diese nicht-quantitative Botschaft scheint mir wesentlich: Wäre man nämlich dessen gewahr geworden, wäre eine differenziertere Reflexion über das Wachsen möglich und damit auch ein bewussterer Gebrauch des Wachstumsbegriffs zu erwarten. Es gäbe heute bestimmt genügend Gründe, um die lineare Extrapolation mit dem Wachstum

differenzierter anzugehen, als wir uns dies anzuhören gewohnt sind. Aus der Vielfalt publizierter Gedanken zu diesem Thema sei hier auf die einschlägige Passage aus *Stephan Schmidheiny's* Buch «Kurswechsel» (1993) verwiesen, die zur Differenzierung anregt: «Und wenn die Gesellschaft auch in Zukunft nicht verhindern kann, dass trotz stetigem Wirtschaftswachstum viele Menschen arm bleiben, wird diese Armut nicht nur die Umwelt-Ressourcen zerstören, sondern nach und nach auch das Wachstum hemmen.» Dass die Menschen arm blieben, zeigt eine 1996 veröffentlichte Studie (United Nations Development Program) drastisch, nach welcher das Vermögen der weltweit 358 Milliarden derzeit das jährliche Gesamteinkommen der ärmsten Ländergruppe übersteigt, in der fast 45 Prozent der gesamten Menschheit leben. Überdies haben sich in der Zwischenzeit noch andere Faktoren in das System eingeschlichen, die das Wachstum hemmen. Schulden, Arbeitslosigkeit, Umweltbelastung sind nur einige davon. Ist es daher nicht eine *terrible simplification* zu glauben, vieles käme ins Lot, wenn wir nur endlich wieder wachsen könnten? Die Argumente, die der *mainstream* häufig aufgeführt, fassen tatsächlich auf dem gesunden Menschenverstand: «Die Chance liegt in den unendlichen Wachstumsmöglichkeiten, welche durch offene Märkte und Wettbewerbsstrategien erzielt werden können» (David de Pury, *Wirtschaftliche Strategien für die Schweiz*, «Schweizer Monatshefte», Dezember / Januar 1995 / 1996). Solche Überlegungen sind einfach nachzuvollziehen und stützen sich überdies auf die Lehre und auf Erfahrungen.

Im zitierten Bericht «Grenzen des Wachstums» allerdings wird bereits Anfang

der siebziger Jahre auf die die Menschheit bedrohenden Folgen des Wachstums aufmerksam gemacht und von «weltweiten Krisenzustände» gewarnt, «wenn die Tendenzen anhalten». Wir haben es mit zwei voneinander abweichenden Anschauungen ein und desselben Phänomens in ein und demselben Kulturbereich zu tun. Und trotzdem werden Menschen mit unterschiedlichen Anschauungen ähnliche Wertvorstellungen über Lebensqualität, Wohlstand, Sicherung der Grundrechte u.a.m. haben. Woher stammt also die Verschiedenheit der Meinungen? Sie beruht u.a. auf der Auswahl der Beurteilungskriterien. Ein wichtiges Kriterium ist der Zeithorizont: Die Warner bestehen auf dem Wunsch, auch über einen längeren Zeithorizont hinweg betrachtet, einen lebenswerten Planeten zu hinterlassen.

Die deduktive Logik hilft kaum, solche Meinungsverschiedenheiten auszuräumen. Um weiter zu kommen, müssen wir einen Weg beschreiten, der nicht a priori auf Wertungen aufbaut. Mich interessieren in einem solchen Fall des Überhandnehmens der Subjektivität vielmehr die Motive, die den immerhin klugen Denker befeuern. Wozu strebt er nach Wachstum?

Menschliches Urstreben

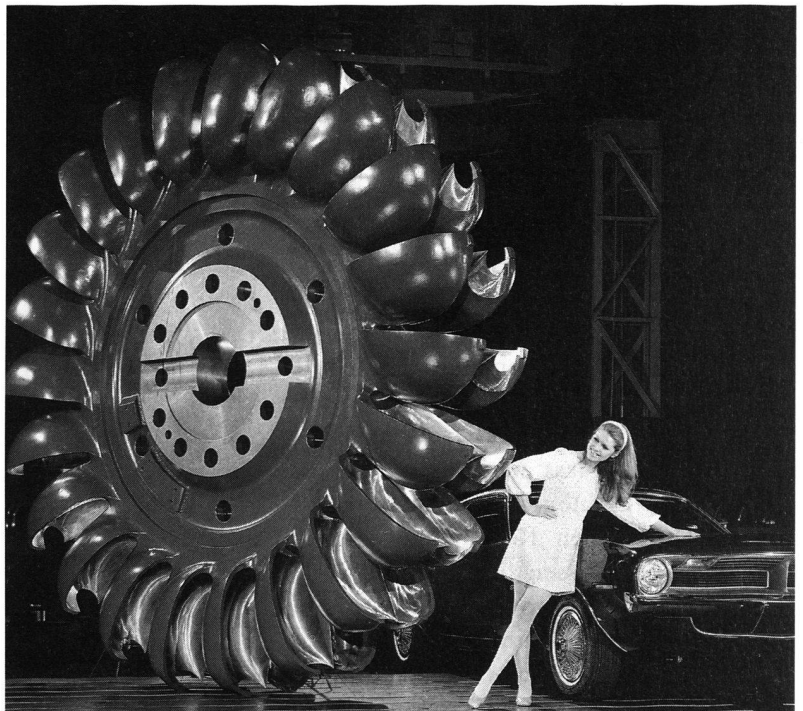
Um den Gedanken des Wachstums nachzuvollziehen, müssen wir an den Anfang der Menschwerdung zurückgehen. Am Anfang begegnen Neugeborene zum erstenmal einem Gegenüber (meistens den Eltern) und entdecken sich dabei selbst: «Ich werde am Du» (Martin Buber, «Ich und Du», 1983). Die gemachte Erfahrung um das Ich und die Anderen begleitet sie, auf eine ganz individuelle Art während des ganzen Lebens. Sie alle lernen mit diesen beiden Erfahrungen, mit dem Ich und dem «Nicht-Ich», zu leben, indem sie sich ständig im Umgang mit den beiden Gegensätzen üben: Im Sein zwischen Abgrenzung und Hingabe. So wird dem Menschenkind schon von allem Anfang an das Dilemma auferlegt, sowohl das Eine zu tun als auch das Andere nicht zu lassen. Dabei lernt es, dass Gegensätze vereinbar sind, vereinbar im «Sowohl-Als-Auch». Diese Erfahrung ist ontogenetisch (im individuellen Entwicklungsprozess also) in uns angelegt.

Die polaren Urimpulse im Individuum, jener, welcher der Ich-Stärkung dient und jener, der nach Anlehnung lechzt, lassen sich leicht auf die Gemeinschaft extrapolieren.

Wachstumsphantasien im 20. Jh. Werbeaufnahme mit Freistrahlturbine, Escher Wyss, Zürich, um 1970.
Quelle: Giorgio Wolfensberger/Urs Stahel, *Industriebild - Der Wirtschaftsraum Ostschweiz in Photographien von 1870 bis heute*, Werd Verlag und Photomuseum Winterthur, Zürich 1994.

Ein Beispiel aus dem gesellschaftlichen Alltag soll dieses Phänomen illustrieren. Übertragen wir zu diesem Zweck den obigen entwicklungspsychologischen Exkurs auf das Kollektiv und schauen wir uns das Spannungsfeld an, welches von den Reizworten «Besitz» und «Fürsorge» ausgeht: Die polaren Urimpulse im Individuum, jener, welcher der Ich-Stärkung dient und jener, der nach Anlehnung lechzt, lassen sich leicht auf die Gemeinschaft extrapolieren. Der eine Pol (Abgrenzung) wird dann zum Besitzanspruch «stilisiert», der andere (Hingabe) wird zur Förderung von sozialen Einrichtungen eingesetzt. Natürlich sind diese Impulse konfliktrichtig, sowohl beim Einzelnen als auch im Kollektiv. Dies zeigt die heute so vehement geführte Auseinandersetzung zwischen «shareholder value» (Besitz) und dem Erhalten sozialer Institutionen (Fürsorge). Den Ursprung dieses «Streitpotentials» können wir in der Polarisierung zwischen dem Ich-Streben und dem Du-Streben finden. Wir tragen also die Wurzeln dieser Auseinandersetzungen in uns selbst.

Keihen wir zur Ontogenese zurück. Das zuerst nur wahrnehmende Wesen wird langsam handlungsfähig. Es trifft bald auf neue Herausforderungen: Gebote und Verbote auf der einen Seite, Freiheitsdrang und Abenteuerlust auf der anderen lässt es ständig zwischen Befolgen und Ausprobieren hin und her schwanken. Immer wieder



trifft es auf ein «*Sowohl-Als-Auch*» und gerät zum ersten Mal in die «Zwickmühle» seiner Entscheidungen. Zuviel Befolgen-Müssen frustriert den Drang zur Selbstverwirklichung, zuviel Freiheit erteilt dem Unerfahrenen hin und wieder schmerzhaftes Lektionen. Auch dieses Spannungsfeld, welches sich zwischen den beiden Polen, der Bindung und der Befreiung aufbaut, wirkt in uns während des ganzen Lebensweges.

Im Kollektiv werden diese Mechanismen selbstverständlich ebenfalls aktiv. Denken wir nur an die Debatte zwischen Pro-Europäern und Europa-Gegnern, die seit Jahren stattfindet. Die Beweggründe dieser Auseinandersetzung sind leicht in den antagonistischen Tendenzen zu finden, welche das Individuum bei jeder Ablösung – zuerst in der Abnabelung, bei der zum erstenmal die systembedingte Trennung demonstriert wird – einer Zerreißprobe aussetzt: Bedeutet uns die Sicherheit der Tradition (die Bindung) mehr, oder sollen wir unsere Bündnisse über die offenen Grenzen hinweg selbst gestalten können (die Befreiung)?

Fassen wir kurz zusammen: Das Wahrnehmen vom Leben geht mit der Erfahrung einher, dass die zur primären Existenzsicherung notwendigen Entscheide weder zeitlich noch örtlich einmalig getroffen werden können. Es geht immer wieder um ein «Aushandeln» (trade off!) der für die momentane Gegebenheit adäquatesten Lösung, d.h. um den Vorteil des Individuums. Wir müssen die Spannungen dieses ständigen Entscheidungszwangs aushalten. Das Wohl eines jeden Menschen hängt einzig von der angeeigneten Fähigkeit ab, auf welche Art diese Entscheidungen getroffen werden.

Auf dem ganzen Lebensweg stellen sich die Grundfragen: Bin jetzt Ich wichtiger oder Du, beziehungsweise ist es mir im Augenblick «im eigenen Garten» wohler oder jenseits des Gartenzauns? Das fortan benutzte Adjektiv «primär» soll zum Ausdruck bringen, dass wir uns an ein ursprüngliches Phänomen herangetastet haben. Die zahllosen Regungen menschlicher Prägungen lassen sich über kurz oder lang auf die vier Urmotivationen, Abgrenzung oder Hingabe, Bindung oder Befreiung zurückführen. Auch wenn wir das Verhalten eines Individuums zu analysieren

versuchten, würden wir auf alle vier Beweggründe stossen, die jedoch – je nach Situation und Persönlichkeit – in unterschiedlicher Intensität zum Tragen kommen. Trotz dieser Vermischung lassen sich charakteristische Aktions- bzw. Reaktionsmuster aufdecken, die über den Urheber Aufschluss geben.

Wir gelangen zur These, dass die Gesellschaft laufend – vermutlich seit sich der homo sapiens in Gemeinschaften zusammenfand – zwischen den Polen der Selbstwerdung und der Solidarität einerseits und zwischen der Hochhaltung übermittelter Werte der Vorfahren und dem Wagnis des «Kurswechsels» andererseits entscheiden musste. Damit wäre auch der phylogenetische Ansatz (kollektiver Entwicklungsvorgang) des Modells angesprochen. Zur Vervollständigung möchte ich auch noch auf die tiefsten Beweggründe unseres Denkens und Handelns hinweisen: die Urangst und das Urvertrauen. Im Kollektiv übersetzt sich dieses Gefühlspaar der Gegensätzlichkeit in etwas, das wir Selbsterhaltungstrieb der Art nennen.

Der «Blinde Fleck» hat System

Wir haben nun das Instrumentarium beisammen, welches uns erlaubt, das Streben nach Wachstum besser zu verstehen. Die Beweggründe zu diesem Konsens des *mainstreams* liefern die primären Strebungen: Deshalb finden wir die Befürworter aus den Lagern aller politischen Richtungen. Es werden Gefühle mobilisiert, die «vorrational» angesiedelt sind. Die seelischen Kräfte, die hinter den Gefühlen stecken, verlangen nach Sicherheit. Und dieses Streben haben wir als Bindung zum Erhalt vorhandener Werte erkannt. Es können aber auch andere «Wünsche» hinzukommen, vornehmlich jene der Ich-Stärkung. Dies weist auf das Streben nach Besitzerhaltung hin, vorausgesetzt, dass Besitz schon vorhanden ist. Die Ich-Stärkung kann sich aber auch anders äussern, z.B.



Marc Chagall, Ausschnitt aus: *Schwangerschaft 1912/13*, Sammlung E.W.K., Bern.

im Streben nach Besitz und Macht. Der Wachstumsglaube also verleiht Sicherheit, gibt Hoffnung auf Besitzerhaltung (bzw. Wertsteigerung des Besitzes) und könnte allenfalls zum Ausbau von Machtpositionen beitragen. Dass es auch noch Mischformen dieser Beweggründe geben kann, ist selbstverständlich, jedoch für unsere Modellvorstellung belanglos.

Wollen wir unsere These der Polarisierungen menschlicher Sehnsüchte und Streben in bezug auf das Wachstum abrunden, muss uns etwas auffallen: Die beiden Gegenpole zur «Bindung» und «Ich-Stärkung», nämlich die «Fürsorglichkeit» einerseits und die «Befreiung» andererseits, fallen, wenn es um Wachstum geht, durch die Maschen. Auch das lässt sich deuten. In schwierigen Zeiten wird der erwachsene Mensch ein Sicherheitsverhalten entwickeln; er wird sich vornehmlich auf sich verlassen und auf Dinge, allenfalls auf Menschen, die er im «Griff» hat. Dadurch wird verständlich, warum der heutige Handlungsnotstand nach kurzfristigen Lösungen ruft: Je schneller sich etwas verwirklichen lässt, um so kleiner ist das Risiko, die Kontrolle zu verlieren und um so schneller können Fehler korrigiert werden. Visionen mit der Aufforderung, langfristige Wandlungsprozesse einzuleiten und die daraus erwachsenden Einschränkungen in Kauf zu nehmen, haben wenig Chancen. Es verwundert daher nicht, wenn im Artikel «Mein Name ist Ökonom, ich weiss nichts» (H.-P. Guggenbühl, Weltwoche / 7. November 1996) erwähnt wird, wie der vor knapp 20 Jahren veröffentlichte NAWU-Report (S. Fischer Verlag, 1978), welcher für ein Steuersystem plädiert, das zum ökologisch-ökonomischen Gleichgewicht führen soll, beurteilt wird: «Die Tatsache, dass Nullwachstum (...) eine Überwindung des Öko-

.....

Die beiden
Gegenpole zur
«Bindung» und
«Ich-Stärkung»,
nämlich die
«Fürsorglichkeit»
einerseits und
die «Befreiung»
andererseits,
fallen, wenn es
um Wachstum
geht, durch die
Maschen.

.....

nomie-Ökologie-Konflikts nicht zu garantieren vermag (...) beeinträchtigt die politische Akzeptanz» (Franz Jaeger, Natur und Wirtschaft, Rüegger Verlag, 1993). Diese Ansicht illustriert vortrefflich, wie Garantie-Erwartungen die Akzeptanz-Bereitschaft der Entscheidungsträger bestimmen.

Das Hochhalten von Werten, die Sicherheit vermitteln, betrifft auch das Geld. Unser Verhältnis zum Geldsystem wird vom Sicherheitsbegriff ganz besonders geprägt. Geld ist das Symbol für den Wunsch nach Wachstum: H. C. Binswanger und P. von Flotow analysieren in ihrem Buch «Geld und Wachstum» (Verlag Weitbrecht, 1994) die Eigendynamik des Geldes, «(...) das in entscheidendem Ausmass den Wachstumsprozess beeinflusst und verursacht (...)».

Dient nun der Wachstumsbegriff als Denkanstoss? Ja, bestimmt. Wir sind aufgefordert – und diese Aufforderung geht auf die Schöpfung zurück – im Spannungsfeld der Polaritäten Antworten zu suchen, die das «Sowohl-Als-Auch» beinhalten. Heute scheinen eher jene Tendenzen vorzuherrschen, die nach Sicherheit und Selbstbehauptung rufen. Der Denkanstoss dürfte die Möglichkeiten des Ausgleichs ausloten helfen. Ist Wachstum ein Denkfehler? Das ist es bestimmt auch, wenn es unipolar ausgelegt wird. Schliesslich wissen wir alle, dass das System Erde über begrenzte Ressourcen verfügt. So drängt sich auf, das System als Ganzes in die zukünftigen Überlegungen mit einzu beziehen. Damit könnten die Einflussgrößen der bislang vorherrschenden Faktoren durch die Hinzunahme weiterer, bis anhin weniger beachteten Parameter des stark vernetzten Systems wirkungsvoll ergänzt werden. Sowohl die Einen als auch die Anderen haben ihre Bedeutung. Und dies soll zum *mainstream* werden. ♦

Auch für das Fortschrittsproblem gilt, dass jede echte Produktivität Freiheit zur Voraussetzung hat. Doch ohne ein inneres Zentrum und ohne tragenden Grund ist die Freiheit stets gefährdet.

Aus: FRIEDRICH RAPP, Fortschritt, Entwicklung und Sinngehalt einer philosophischen Idee, Darmstadt 1992, S. 216.

BANGE FRAGEN AN DIE ZUKUNFT

Wolf Scheller,

Jahrgang 1944, ist seit 1968 beim Westdeutschen Rundfunk in Köln, derzeit in der Programmgruppe Kommentare und Feature, tätig.

Ein Gespräch mit Stanislaw Lem

Klonschaf Dolly erschreckt die Menschheit, auf fernen Planeten finden sich Lebensspuren, und immer noch führen Völker grausame Kriege: Sci-Fi-(Alp-)Träume werden wahr. Wolf Scheller sprach mit Science-Fiction-Autor und Technikphilosoph Stanislaw Lem über Leben und Lebensbedrohliches am Ausgang des 20. Jahrhunderts.

Wolf Scheller: Ihre These vor ein paar Jahren war: Wir brauchen eine Globalistik, um die Menschheit vor sich selber zu retten.

Stanislaw Lem: Nach dem Kollaps der Sowjetunion, nachdem man dem Drachen das Haupt abgeschlagen hat, sind an dieser Stelle zwei neue Häupter gewachsen: Der Fundamentalismus und der Nationalismus. Es ist also nicht so, dass wir, wie manche gesagt haben, in eine Zeit des Friedens und der Wohlfahrt kommen.

Wird die Menschheit das 21. Jahrhundert überleben?

Ich glaube schon. Irgendwie wird sich die Menschheit durchwursteln. Doch seitdem die Sowjetunion kollabiert ist, haben wir schrecklicher Weise eine Unzahl von lokalen Kriegen und Konflikten auf der Erde.

Spielt nicht für das Überleben die demographische Entwicklung die wichtigste Rolle?

Ganz bestimmt! Nur kann man diese Entwicklung nicht in der Weise an der Kandare halten, indem die eine Hälfte der Menschheit die andere ermordet. Es gibt doch – mit Verlaub – antikonzepcionelle, demopressive Mittel. Bei uns in Polen wird das natürlich vom katholischen Klerus mit grösstem Unbehagen gesehen. Ich verstehe das nicht. Denn wenn man an die Transzendenz, an Gott, glaubt, dann muss man davon ausgehen, dass Gott uns so geschaffen hat, wie wir sind. Es ist also nicht so, dass etwa die sexuelle Gier sozusagen vom Teufel stammt. Aber mit diesen mythologischen oder ewigen Fragen möchte ich mich nicht beschäftigen. Ich bin Naturalist. Wir sind im Diesseits, und für mich persönlich gibt es kein Jenseits.

Sind Sie Atheist?

Das kann ich nicht so sagen. Ich kann auch nicht sagen, dass es keine Transzen-

denz gibt. Ich glaube daran, dass das Leben des Menschen in einem Nichts endet. Es endet mit dem Tod, und damit ist Schluss. Es kann natürlich auch einen deus absconditus geben, einen Gott, der die Erde erschaffen und sich dann von ihr abgewendet hat. Das erscheint mir als durchaus plausibel.

Was entscheidet über unsere Zukunft? Ethik oder Vernunft?

Es gibt eine Möglichkeit der Klassifikation: Vernunft, Weisheit, Intelligenz. Intelligenz ist wie ein scharfes Instrument. Wie es benutzt wird, ist eine Frage der führenden Hand. Und diese Hand soll von der Vernunft geführt werden. Die Weisheit ist noch mehr. Da kommt ein zusätzliches Element hinzu: das der Güte. Also, sei Du zu mir, so wie ich zu Dir bin...! Das ist unsere diesseitige Ethik und Moral. Man muss nicht unbedingt an einen strafenden Gott glauben, um sich anständig zu benehmen.

Haben Sie jemals über Strategien zur Erhaltung der Gattung Mensch nachgedacht?

Ganz ernst eigentlich nicht. Aber schon in Form von grotesken Märchen. Das ist nämlich der Stoff, aus dem meine Werke entstanden sind. Und man muss schon in Betracht ziehen, dass da auch Ironie mitspielt. Denn ganz ernst kann man sich doch nicht vorstellen, dass ein Wesen sich für sechs Milliarden etwas ausdenkt, etwas also, das für die Menschheit insgesamt gültig wäre. Es gibt diese Menschheit überhaupt nicht. Es gibt eine Vielzahl von verschiedenen Staaten und Gruppen, und ich kann nichts Wirkliches tun, um etwa eine Katastrophe oder einen Terroranschlag zu verhindern. Und das schmerzt mich schon. Aber soll ich mich deswegen von allem abschotten, vielleicht nur noch Kant oder Schopenhauer lesen?

Kann man sagen, dass Ihre Bücher auch Ihre Philosophie illustrieren?

Im allgemeinen stimmt das. Diese Bücher haben sich natürlich in mehr als vierzig Jahren entwickelt. Und die ersten, die sogenannten «roten Utopien», würde ich heute am liebsten weghacken. Die behandelten die Kommunismus-Etappe. Jetzt fühle ich mich besser, wenn ich diese ersten frühen Bücher nicht mehr zu einem Neudruck zulasse. Aber etwa seit Mitte der fünfziger Jahre spiegeln meine Bücher eine gewisse Entwicklung, und seit sieben oder acht Jahren schreibe ich keine Belletristik mehr.

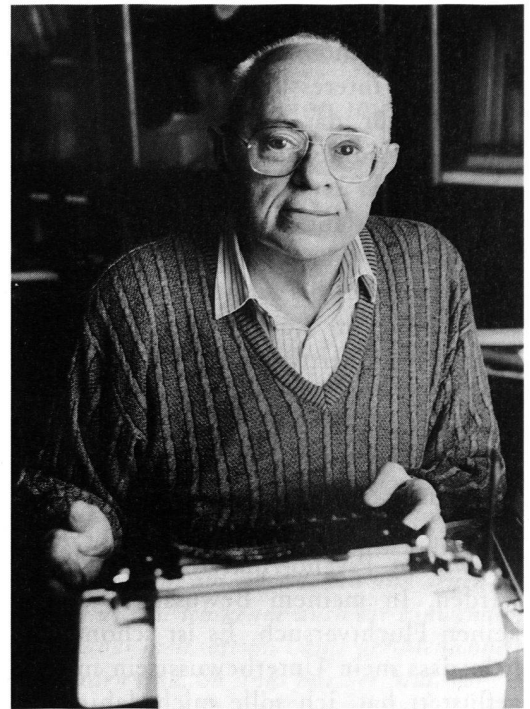
Sie haben seinerzeit die Invasion der Technik in die geistige Welt vorausgesagt. Wie sehen Sie diese Entwicklung heute? Hat die Technik die Menschen verändert?

Eigentlich nicht. Ich bin in der Geschichte nur schwach belesen. Aber nehmen wir zum Beispiel das alte Rom oder das alte Babylon, all die Schlachten. Da wurden den Getöteten auf den Schlachtfeldern die Zeugungsorgane abgeschnitten. Ich kann nur sagen: Die Grausamkeit ist ein ganz stabiler Koeffizient der Menschen damals wie heute, es ändern sich nur die Instrumente. Kein Pharaon, kein Cäsar konnte mit dem Abwurf einer Atombombe hunderttausend Menschen auf einen Schlag umbringen. Jetzt kann man es. Wir können heute besser morden.

Wie gross ist die Gefahr, dass der einzelne von uns durch die fortschreitende Entwicklung der Technik überrollt wird, in der Weise, dass er am Ende ganz verblödet?

Man muss sehen, dass diese Technik sehr verschiedene Formen hat. Man erzählt uns zum Beispiel schon seit zehn Jahren, dass der sogenannte Aids-Virus bald besiegt wird. Ich glaube das nicht. Ich weiss, dass dieser Virus über die Fähigkeit verfügt, sich enorm zu verändern. Oder man erzählt uns in wissenschaftlichen Abhandlungen, dass das Altern ein vorübergehendes Phänomen ist, und jetzt schreibt man schon darüber, dass die Menschen 200 Jahre alt werden könnten, indem man die Zellen dazu bringt, eine doppelte Lebenszeit zu haben. Meines Erachtens ist das alles Unsinn, denn wir sind die sehr späten Kinder der natürlichen biologischen Evolution. Und wir sind so beschaffen, dass sich die gesamte Maschinerie unseres Körpers abnutzt. Man kann das

Stanislaw Lem
© Jerry Bauer



.....

Die Grausamkeit ist ein ganz stabiler Koeffizient der Menschen damals wie heute, es ändern sich nur die Instrumente.

.....

zwar verlängern, aber dann haben wir das Problem einer überalterten Gesellschaft. Kosmisch, geologisch gesehen, ist das Menschenalter ausgesprochen kurz, und keine Technik kann dagegen wirklich etwas ausrichten.

Worin besteht denn für Sie der Sinn des Universums, der Sinn menschlichen Lebens?

Ich kann nicht sagen, dass ich mir eine bestimmte Auffassung davon gebildet habe. Auch weiss ich nicht, wie sich das Verhältnis zwischen Mensch und Universum gestaltet. Ich weiss also nicht, ob das sogenannte anthropologische Prinzip als eine Offenbarung zu interpretieren ist oder nicht. Ich weiss also sehr wenig. Und ich gehöre zu denjenigen, die sagen: Was ich nicht weiss, macht mich doch sehr heiss!

Sie sind Technik-Philosoph und gleichzeitig Science-fiction-Autor. Wie ist es zu dieser Verbindung gekommen?

Das war nicht gewollt, das habe ich nicht so geplant. Es war einfach so: Als ich den Druck der Zensur nicht mehr so stark zu spüren bekam, habe ich nur noch geschrieben, was mich interessiert hat – ob es nun Belletristik war oder ein Buch wie die «Summa technologiae». Das war egal. Das einzig Positive am kommunistischen Zensursystem war, dass es etwas von einem Mäzen hatte. Denn damals war nicht die Hauptfrage beim Erscheinen eines Buches: Wie kommt man an die notwendigen fi-

nanziellen Mittel? Sondern es ging nur darum, das Hindernis der Zensur zu besiegen. Heute interessiert sich staatlicherseits niemand für das Schicksal der Kultur. Auch ich könnte heute in Polen so nicht leben wie ich es jetzt tue, wenn ich nicht auch im Ausland herausgegeben würde. Jetzt im souveränen Polen habe ich Auflagen von fünf- bis zehntausend Exemplaren, früher im kommunistischen Polen hatte ich hunderttausend...

Ihre Beschäftigung mit Science-fiction, war sie auch eine Art Flucht aus dem Kommunismus?

Wenn es auch vielleicht so war, dann müsste mir diese Diagnose von einem Freudschen Psycho-Analytiker eingeredet werden. In meinem Bewusstsein gab es keinen Fluchtversuch. Es ist schon möglich, dass mein Unterbewusstsein mir zugeflüstert hat, ich solle mich dahinbegeben, wo die Zensoren mir nicht nachkommen können.

Ihre Bücher spiegeln einerseits eine gewisse Begeisterung für die Technik wider, auf der anderen Seite warnen Sie aber vor den Folgen der Grosstechnologie...

Ich meine, das ist genauso wie mit einem Rasiermesser. Man kann sich rasieren und dabei auch den Hals durchschneiden. Es hängt eben davon ab, was man mit diesem Rasiermesser macht. Das ist mit der Technik genauso. Der jetzige Stand in der Entwicklung der Technik ist schon recht gefährlich.

Denken Sie dabei auch an das Thema Internet?

Das Internet kann sich nichts Interessantes ausdenken, weil es nur ein stark verzweigter Verbindungskanal ist. Das kann einmal anders werden. Es gibt da sicher noch viele Möglichkeiten, aber eben auch Gefahren, wenn man etwa an die Computerkriminalität denkt.

Können Sie die Ängste gegenüber dem technischen Fortschritt verstehen?

Ja, das kann ich. Ich weiss aber auch, dass viele Mediziner Angst als eine der Ursachen für das Entstehen von Krankheiten ansehen. Aus der Ukraine weiss man zum Beispiel, dass dort mehr Menschen wegen ihrer Furcht krank geworden sind als wegen der radioaktiven Verseuchung. Ich will damit sagen: Die nukleare Technik hat uns wenig begeistert. Andererseits

.....

Der jetzige Stand in der Entwicklung der Technik ist schon recht gefährlich.

.....

muss ich sagen, dass ich die Proteste gegen den Castor-Transport in Gorleben doch auch eher skeptisch sehe. Denn wenn wir schon diese Nuklear-Asche haben, dann muss sie auch irgendwie wegtransportiert werden. Und die Gegner der Technik leben doch auch nicht im Wald oder auf der Wiese. Sie ernähren sich auch nicht vom Gras oder von den Früchten auf den Bäumen, und sie bedienen sich technischer Mittel, wenn sie etwas gegen die Technik zu sagen haben. Wir leben nicht auf einer Insel, und die Technik hat ihre Anfälligkeit. Aber dagegen gibt es kein Mittel.

Ihr Motto heisst: Gedankenexperimente können uns durch nichts verwehrt werden, solange sie nur in sich widerspruchsfrei sind. Sie glauben an die Ratio und nur an sie?

Ja, aber das bedeutet nicht, dass ich ausschliesslich Rationalist bin. Als menschliches Wesen liebt man, hasst man..., was heisst schon Rationalist? Es ist also durchaus wahrscheinlich, dass ich mich auch von irrationalen Elementen steuern lasse.

Und Ihr Glaube an den wissenschaftlichen Positivismus? Ist der ungebrochen?

Mit Massen. Es gibt eine ganze Menge von Hypothesen, die sich einer Verifizierung im Experiment zunehmend entziehen. Und diese meist neueren Hypothesen ähneln schon ein wenig dem Bereich des Science-fiction.

Macht uns das Diesseits mehr zu schaffen als die Zukunft?

Es kann Neues etwa aus der Biotechnologie auf uns niederprasseln, aber das bedeutet nicht, dass man überhaupt ein einziges sinnvolles Wort über die politische Zukunft sagen kann. ♦

Zum 75. Geburtstag von Stanislaw Lem sind im letzten Herbst sechs Bücher in Neuausgaben erschienen: Stanislaw Lem, Der futurologische Prozess; Die Astronauten; Sterntagebücher; Roboter-märchen; Die Jagd; Der Unbesiegbare, 6 Bände in Kassette. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1996. Für 1998 ist eine weitere Neuausgabe geplant: Stanislaw Lem, Das Hospital der Verklärung. Roman, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1998. Wer sich für weitere Interviews mit Stanislaw Lem interessiert, kann zum Band Lem über Lem: Gespräche greifen, der 1995 bei Suhrkamp erschienen ist.

Richard Albrecht

lebt als Sozialwissenschaftler/Sozialpsychologe und freier Autor/Dramatiker in Bad Münstereifel. Er schreibt wissenschaftliche Essays, politische Lyrik und zeitkritische Stücke fürs Theater.

FREUDS SKEPTIZISMUS – LEIDVERHÜTUNG

Sozial-psychologische Hinweise zu Sigmund Freuds «Unbehagen in der Kultur»

«Eine Wertung der menschlichen Kultur zu geben» – so Sigmund Freud zusammenfassend – «liegt mir (...) sehr ferne. Ich habe mich bemüht, das enthusiastische Vorurteil von mir abzuhalten, unsere Kultur sei das Kostbarste, was wir besitzen oder erwerben können, und ihr Weg müsse uns notwendigerweise zu Höhen ungeahnter Vollkommenheit führen. Ich kann wenigstens ohne Entrüstung den Kritiker anhören, der meint (...), man müsse zu dem Schlusse kommen, die ganze Anstrengung sei nicht der Mühe wert und das Ergebnis könne nur ein Zustand sein, den der einzelne unerträglich finden muss. Meine Unparteilichkeit wird mir dadurch leicht, dass ich über all diese Dinge sehr wenig weiss, mit Sicherheit nur das eine, dass die Werturteile der Menschen unbedingt von ihren Glückwünschen geleitet werden, also ein Versuch sind, ihre Illusionen mit Argumenten zu stützen. Ich verstehe es sehr wohl, wenn jemand den zwangsläufigen Charakter der menschlichen Kultur hervorheben und z. B. sagen würde, die Neigung zur Einschränkung des Sexuallebens oder zur Durchsetzung des Humanitätsideales auf Kosten der natürlichen Auslese seien Entwicklungsrichtungen, die sich nicht abwenden und nicht ablenken lassen und denen man sich am besten beugt, wie wenn es Naturnotwendigkeiten wären. Ich kenne auch die Einwendung dagegen, dass solche Strebungen, die man für unüberwindbar hielt, oft im Laufe der Menschheitsgeschichte beiseite geworfen und durch andere ersetzt worden sind. So sinkt mir der Mut, vor meinen Mitmenschen als Prophet aufzustehen, und ich beuge mich ihrem Vorwurf, dass ich ihnen keinen Trost zu bringen weiss, denn das verlangen sie im Grunde alle, die wildesten Revolutionäre nicht weniger leidenschaftlich als die bravsten Frommgläubigen.»

Soweit die allgemeine Schlusspassage aus Sigmund Freuds psychoanalytischer Deutung des «Unbehagens in der Kultur» (1930). Erstaunlich ist, dass diese Hinweise gerade so wenig von jenen Psycho- und Kulturwissenschaftlern produktiv aufgearbeitet wurden, die Freud nachweislich so viel verdanken: Alfred Lorenzer etwa bezieht sich gar nicht auf dieses «Unbehagen» bei der Begründung seines tiefenhermeneutischen Programms einer Kulturanalyse. Es blieb Klaus Ottomeyer aus Klagenfurt vorbehalten, in einer zweiteiligen Text-Ausagen-Montage «Freud und Marx» an Freuds ebenso skeptische wie demütige Grundhaltung als Kulturtheoretiker zu erinnern.

Sieht man von Ottomeyers «*anderer Sozialpsychologie*» ab, so scheint aktuell Freuds «Unbehagen in der Kultur» ein Anathema – und der gleichnamige Freud-Essay derzeit wissenschaftlich nonreceptable. Dies mag verwundern, denn meine Kernthese lautet: Freuds Essaytext spricht zentrale Fragen unserer *conditio humana* im globalen Prozess der Enttraditionalisierung und Entbindung, der Rationalisierung und Verweltlichung, schliesslich der «Entzauberung» von Welt (im Sinne des Soziologen Max Weber) und der schon

1930 erkennbar drohenden Tendenz zum Homizid, zur Selbstvernichtung der menschlichen Gattung an. Auch halte ich gerade den «Kultur»-Essay des Autors Sigmund Freud, immerhin 1929/31 ein Mittsiebziger, der 1930 den Frankfurter Goethepreis zugesprochen erhielt, formal und von der wirkungsstrategischen Anlage her für den wohl lesbarsten Essay Freuds, der auch einen guten Zugang zur Freuds Gesamtwerk bieten kann. Im Vergleich mit früheren Abhandlungen des Autors zur «Psychopathologie des Alltagslebens» (1898) oder zur «Traumdeutung» (1901) und «Sexualtheorie» (1905) – und auch verglichen mit dem gefälligeren Material (nebst zahlreichen erzählten Beispielen) im Essay «Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten» (1905) – ist der viel sprödere späte Essay «Das Unbehagen in der Kultur» (1929/31) auch wegen der vielen literarischen Anspielungen und gelegentlichen Zitate flüssig geschrieben und leichter lesbar als die genannten Abhandlungen.

Anzumerken ist, dass – und wie locker – Sigmund Freud seinen Grundgedanken des (auch zeitlich begrenzten) Charakters des Lustprinzips bei Goethe wiederfindet und in einer Fussnote notiert: «Goethe mahnt sogar: *Nichts ist schwerer zu ertragen als*



Martin Kippenberger, «Krieg böse» 1983, Öl, 100 x 120.

Quelle: Krens, Th., Goran M., Thompson J., *Neue Figuration 1960–88*, Düsseldorf, Frankfurt a.M., München 1989

eine Reihe von schönen Tagen.» Das mag immerhin eine Übertreibung sein.»

Selbstausslöschung

Dass der Gelehrte *Sigmund Freud* nicht nur theoretisch um die Vernichtungskraft leidenschaftlichen Hasses wusste, sondern den Destruktionstrieb auch bei *Heinrich Heine* literarisiert wiederfand, veranschaulicht seine eigene kulturelle Spannweite und Gelassenheit, wenn er schreibt:

«Ein grosser Dichter darf sich gestatten, schwer verpönte psychologische Wahrheiten wenigstens scherzend zum Ausdruck zu bringen. So gesteht H. Heine: «Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Tür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, lässt er mich die Freude erleben, dass an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt – ja, man muss seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt werden» (Heine, Gedanken und Einfälle, S. 75).

Aus der langen Schlusspassage des *Freud*-Essays dürfte – wie eingangs zitiert – vielleicht deutlich werden, dass *Sigmund Freud* einerseits die Position des Ethnologen im Blick auf die westliche Zivilisation und ihre emotional-affektiven Grundlagen im 20. Jahrhundert zwischen den beiden Weltkriegen einnimmt und zum anderen sich nicht scheut, soziale Tabus an- und ihre kulturelle Unterfütterung etwa bei Fremdtötungswünschen auszusprechen. Dafür mag eine makabre Passage aus einem offensichtlich *Freud* nicht bekannten Poem des amerikanischen Lyrikers *Robert Frost* (1874 bis 1963) stehen. Dort geht es nämlich um die (doppelte) Möglichkeit des Homizids:

*«Some say the world will end in fire,
Some say in ice.
From what I've tasted of desire
I hold with those who favour fire.
But if it had to perish twice,
I think I know enough of hate
To say that for destruction ice
Is also great
And would suffice.¹»*

Doppelnatur menschlicher Triebe

«Die Technologie» – so Karl Marx in einer Anmerkung im Abschnitt zur Produktion des relativen Mehrwerts infolge Herausbildung von Maschinerie und Industrie –, enthüllt das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozess seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen. (...) Alle Religionsgeschichte, die von dieser materiellen Basis abstrahiert, ist – unkritisch. Es ist in der Tat viel leichter, durch Analyse den irdischen Kern der religiösen Nebelbildungen zu finden, als umgekehrt, aus den jedesmaligen wirklichen Lebensverhältnissen ihre verhimmelten Formen zu entwickeln. Die letztere ist die einzige materialistische und daher wissenschaftliche Methode.»

1 Meine Übersetzung lautet:

*Die Welt wird enden durch das Feuer
Es heisst auch: Durch das Eis
Und mein Geschmack, nicht Euer
Der hält's bevorzugt mit dem Feuer.*

*Doch wenn die Welt zwei Mal
verschwinden müsste
Hätt ich noch immer so viel Hass
Dass ich ganz sicher wüsste:
Es tät auch Eis. Das
Reichte mir für meine Lüste.*

Obwohl sich der «frühe» *Karl Marx* (1818 bis 1883) und der «späte» *Sigmund Freud* (1856 bis 1939) sowohl im Ausgangspunkt – Religionskritik – als auch in der Methode – Entwicklung religiöser Nebelbildungen aus den wirklichen Lebensverhältnissen – einander annähern (insofern lässt sich *Freud* auch als materialistischer Sozialwissenschaftler lesen, der Religion(en) nicht denunzieren, sondern funktional beschreiben und subjektwissenschaftlich erklären will), bleiben doch wesentliche Unterschiede: *Marx* etwa betont die «materielle Basis», *Freud* das menschliche Glücksstreben. Oder: *Freud* nähert sich subjektiven Sinnstrukturen, *Marx* bezieht sich primär auf objektive ökonomische Prozesse und deutet subjektive Folgen (etwa: Entfremdungsprozesse) nur gelegentlich an. Und schliesslich bestehen wesentliche Unterschiede in beider Menschenbilder: Während *Karl Marx* über die empirischen Fesselungen durch historische Gesellschaftsformationen (wie zum Beispiel die damals am stärksten entwickelte warenökonomisch-kapitalistische) hinaus wirtschaftliche Produktivkräfte und kreative menschliche Gattungspotenzen freigesetzt wissen will und dazu politische Handlungserfordernisse durch produktive soziale Klassen sieht, bleibt *Sigmund Freud* gegenüber diesem historischen Optimismus skeptisch. Er sieht vielmehr die Doppelnatur menschlicher Triebe und Strebungen – nämlich: Produktion *und* Destruktion, Liebe *und* Hass, Geburt *und* Tod, Aufbau *und* Vernichtung – und betont die Erfordernis der auch institutionellen Bändigung der beiden polaren Grundformen elementarer menschlicher Handlungsantriebe. Es ist, als befände sich der nachgeborene *Freud* gegenüber *Marx* in einer Pose, die den Hexenmeisterlehrling verzweifeln lässt. Er kann die einmal freigesetzten Kräfte nicht mehr bändigen, so dass er sie nur noch hilflos wie Geister

magisch zu beschwören versucht: «*Besen, Besen, seids gewesen / In die Ecke, Besen, Besen...*»

«Handlungsdruck»

Der deutsche Soziologe *Arnold Gehlen* hat einen wesentlichen Funktionsaspekt dieses Skeptizismus gegenüber dem Fortschritts-optimismus des 19. Jahrhunderts unter den Stichworten *Handlungsdruck* und *Entlastungstendenz* angesprochen. Aus der Grundthese nämlich, «*dass der Mensch infolge seines Mangels an spezialisierten Organen und Instinkten in keine artbesondere, natürliche Umwelt eingepasst und infolgedessen darauf angewiesen ist, beliebige vorgefundene Naturumstände intelligent zu verändern*», schlussfolgert *Gehlen*: «*Sinnesarm, waffenlos, nackt, in seinem gesamten Habitus embryonisch, in seinen Instinkten verunsichert*», ist der Mensch entsprechend seiner Gattungsspezifik «*existentiell auf die Handlung angewiesen*.» Dies meint vor allem die «*Veränderung der Aussenwelttatsachen*». Für *Gehlen* ergibt sich aber auch aus der (dynamischen) Handlungserfordernis die Notwendigkeit (stabilisierend wirkender und insofern auch: statischer) gesellschaftlicher Regelungen und Einrichtungsformen durch Institutionen. Hier wirkt bei *Gehlen* das anthropologisch allgemein gültige Prinzip der *Entlastungstendenz* als «*weitere fundamentale menschliche Gesetzmäßigkeit*». – Und so verwandeln sich denn auch offensiv-unrealisierbare humane *Glückwünsche* in wirksame Formen menschlicher *Leidverhütung*. Diese Metamorphose ist das Thema schlechthin von *Sigmund Freuds* Essay zum «*Unbehagen in der Kultur*.»

Die *Haeckelschen* Welträtsel hat auch der altersreife Psychoanalytiker *Sigmund Freud* nicht gelöst... auch wenn er uns durch seine Kulturtheorie an zumindest zwei Lebenstatbestände erinnert. Zum

Freud, Sigmund, Das Unbehagen in der Kultur und andere kulturtheoretische Schriften. Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main, 1996.

Lorenzer, Alfred, Kultur-Analysen. Mit Beiträgen von König, Hans-Dieter et. al., Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main, 1986.

Ottomeyer, Klaus, Prinzip Neugier, Einführung in eine andere Sozialpsychologie. Asanger, Heidelberg 1992.

Marx, Karl, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Band I: Der Produktionsprozess des Kapitals. Dietz, Berlin: 1962.

Gehlen, Arnold, Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft. Reinbek, 1957.

Goldmann, Lucien, Kultur in der Mediengesellschaft, Reihe Fischer, Frankfurt am Main, 1973.

einen: Alle menschliche Potenz ist begrenzt. Zum anderen: Die «soziale Tatsache», dass jeder ganzjährige Karneval ein (auch *contradictio in adiecto* genannter) Widerspruch in sich sein muss. Insofern ist vielleicht gerade heute bei zunehmendem medienvermitteltem Leben («aus zweiter Hand») mit *Sigmund Freud* daran zu erinnern, dass Glück immer Ausnahme und Leid die Regel bleiben muss. Es wäre – mit *Sigmund Freud* – angesichts

noch immer zunehmender Medialkultur mit ihren schiefen Lust- und Glücksversprechen an dieses Grundverständnis zu erinnern. Denn nach wie vor verhalten sich menschliches Glück und menschliches Leid wie das Verhältnis von Ausnahme zur Regel. Und nicht umgekehrt. Wer immer glaubt, zu dieser Regel gäbe es eine Ausnahme, verkennt die Grundbedingung menschlicher Existenz und scheidert in welchen Formen auch immer... ♦

VONTOBEL

Lebensbilder aus der Türkei

Sind es grosse Persönlichkeiten, welche den Lauf der Geschichte bestimmen, oder birgt jede Epoche und jedes Land die jeweils prägenden Gestalten in der Vielfalt menschlicher Charaktere in sich? Wer sich einen Einblick verschaffen will in die Geschichte einer Nation, der findet in diesem Heft Lebensläufe – Lebensbilder vielmehr –, die ihm, Jedes für sich, eine Facette der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Realität der heutigen Türkei näher bringen.

Diese Realität ist vielschichtig, denn die moderne Türkei hat das Erbe des Osmanischen Reiches angetreten, dessen Entwicklung auf Europa einen nicht zu unterschätzenden Einfluss gehabt hat. Die Auseinandersetzung Europas mit dem kleinasiatischen Raum reicht weit ins Altertum zurück. Sie ist geprägt von Wellen der Abwehr, der Assimilation und der Intervention, durch wechselseitige Aggressionen und Ängste, durch diplomatisches Taktieren, aber auch durch fruchtbaren kulturellen und wirtschaftlichen Austausch. Der Bosphorus und die kleinasiatische Halbinsel sind als Brücke zwischen Europa und Asien ein geopolitisches Schlüsselgebiet mit intensiven kulturellen Konflikten und Tauschprozessen geblieben.

Wenn die heutige Türkei den Anschluss an Europa sucht, so entspricht dies durchaus auch historischen Konstanten. Es gibt viel Verbindendes, es wäre aber

Vontobel-Stiftung

In der Türkei motten Konflikt und Krise. Ein Land ringt um seine Identität zwischen Europa und Asien, zwischen säkularer Modernität und islamischem Fundamentalismus. Diese Spannungen spiegeln sich in menschlichen Schicksalen. Klaus Kreiser, ein ausgewiesener Kenner der Türkei, hat im jüngsten Heft der Vontobel-Schriftenreihe solche Lebensbilder zusammengetragen. Sie veranschaulichen Hintergrundiges aus Aktualität und Geschichte und machen das Ringen besser verständlich.

Wir stellen Ihnen die «Lebensbilder aus der Türkei» gerne kostenlos zu. Bestellen Sie Ihr Exemplar.

Vontobel-Stiftung, Postfach, CH-8022 Zürich, Telefax 01-283 75 00

ZARATHUSTRAS LÄRCHENWALD

Die Welt ist licht – in Sils-Maria

Ludger Lütkehaus,
geboren 1943, Habilitation in der Neueren Germanistik, Gastprofessor an amerikanischen und deutschen Universitäten, lebt als freier wissenschaftlicher Publizist in Freiburg i. Br. 1979 Sonderpreis der Schopenhauer-Gesellschaft. 1996 Preis für Buch und Kultur. 1997 Max Kade Distinguished Visiting Professor an der University of Wisconsin-Madison.

«Warum gingst du nicht in den Wald?» Ein Narr ist es, den Nietzsche Zarathustra so fragt; der Narr ist einer der «Affen Zarathustras». In welchen Wald hätte er gehen sollen? In den Wald von Sils-Maria, über dem See, der sich nach Silvaplana hinüberzieht, zumal, wenn die Lärchen sich verfärben, ihre Nadeln aber noch nicht abgefallenen sind: in Zarathustras Lärchenwald – auch wenn man dabei vor Augenlust närrisch und eben ein «Affe Zarathustras» wird. Er hat diesen Wald öfters als jeder andere Gast von Sils-Maria durchwandert.

Mehrere Wege führen in diesen Wald. Entweder folgt man von Sils-Maria aus dem Weg, der in nordöstlicher Richtung meist unmittelbar am See verläuft, nur manchmal einige Höhenmeter darüber. Nach einer gemächlichen Wanderung von anderthalb Stunden trifft man hier unweit der Hütten und Häuser von Surlej auf den pyramidalen Felsblock, den man den «Zarathustra-Stein» nennt. Nietzsche hat ihn mit seiner Beschreibung um einiges mächtiger aufgetürmt, als er für das normalsichtige Auge ist.

Oder man beginnt direkt hinter dem schlicht-schönen Nietzsche-Haus, an Zarathustras Adler-Denkmal vorbei (die Schlange hat man vergessen, ganz zu schweigen vom Löwen und den Anti-Tieren Esel und Kamel aus dem Tierpark des «Zarathustra»), und zwar mit dem zunächst steileren mittleren Weg in Richtung des Aussichtsplatzes Marmorè, der sich dann aber ebenfalls gemächlich nach Nordosten wendet. Bei Las Plattas rastet man auf einer spektakulären Aussichtskanzel hoch über dem See. Gut möglich, dass es dieser Platz war, wohin Nietzsche Paul Deussen bei dessen Besuch 1887 in Sils-Maria geleitete: «Er führte uns dann zu seinen Lieblingsplätzen. Besonders in Erinnerung ist mir noch ein Rasenlager dicht am Abgrund, hoch über einem in der Tiefe hinabrausenden Gebirgsbach. «Hier», sagte er, «liege ich am liebsten und habe meine besten Gedanken.» Anschliessend steigt man am Rande eines solchen tosenden Baches, der Ovada la Rabgiusa, die sich über eine Landzunge in den See ergiesst, wieder etwas steiler zum Uferweg ab.

Oder man folgt schliesslich, noch einmal am Nietzsche-Haus beginnend, dem Höhenweg, der zur Alp Prasüra und von dort, öfters schon an der Baumgrenze, über die Hänge von Prugnieu, La Muotta und Foppas hinüber zur Alp Surlej führt, dann wieder hinab zum See. Man sollte aber auch nicht den Weg ganz nach Marmorè hinauf und von da ins Fex-Tal oder den zerklüfteten Schluchtweg vom Nietzsche-Haus ebenfalls in das Fex-Tal auslassen. Und westlich von Sils-Maria wartet noch, weit in den Silsersee hineinreichend, der Wald der Chastè-Halbinsel, die man ganz am Ufer umrunden oder auf der Kammlinie durchqueren kann. Die Chastè ist allerdings durch eine Inflation von Bänken verhunzt: penetrante Doppelpunkte vor der grossen Natur, die aus ihr eine mediokre Sitz- und Parklandschaft gemacht haben – nicht etwa, weil man sich hier besonders schnell müde liefe, sondern weil die narzisstische Begeisterung der Bänke-Stifter sich unbedingt auf gut Holz verewigen musste.

Nietzsche, mehr noch als sein Lehrer Schopenhauer, einer der grossen Wanderer der Philosophie, ist während seiner sieben Sommer in Sils-Maria, auf seinen täglich fünf- bis siebenstündigen Exkursionen vermutlich jeden dieser Wege viele Male gegangen. Indes, auch wenn er den gleichen Weg zu gehen schien, ist er auf den Spuren Heraklits doch niemals denselben Weg gegangen. Am häufigsten freilich hat er, dieser Extremist unter den Denkern, ungeachtet aller antibuddhistischen, antischopenhauerischen Allergien, den mittleren Weg gewählt – einen schon damals

wohlgebahnten Weg, der ihm, dem Augenkranken, ein gedankenverlorenes Wandern ermöglichte.

Alle diese Wege führen in Zarathustras Lärchenwald – inzwischen auch meinen Wald. Ja, fast ist er für mich der Wald der Wälder geworden, obwohl er ein untypischer, ein ganz und gar nicht waldiger Wald ist.

Ein apollinischer Wald

Anfangs habe ich ihn als eine Art von philosophischer Reliquie aufgesucht, als den Raum, an dessen Grenze, beim «Zarathustra-Stein», Nietzsche der «Ewige-Wiederkehr-Gedanke» überfallen hat. Eine sentimentalisch erhitzte philosophische Pietät ist hier wohl öfters dem «Einsiedler von Sils-Maria» nachgestiegen, ohne auch nur von ferne das Risiko eines wirklich erhellenden Irreseins einzugehen. Aber derlei legt sich mit der Wiederkehr des Besuchers. Was bleibt, ist der Wald – der Lärchenwald von Sils-Maria.

In Robert Pogue Harrisons Buch «Wälder. Ursprung und Spiegel der Kultur» (München 1992), spielt der Waldenker Nietzsche eine beträchtliche Rolle. Doch so aufschlussreich dieses grosse Buch auch mit dem Dionysiker Nietzsche die Waldphantasien des Abendlandes analysiert – es spricht nicht vom Wald von Sils-Maria. Der Ort der Ekstase, des orgiastischen Rausches, der mystischen Vereinigung, das Reich der Metamorphosen, wo die harte Schale der vereinzelt Individuen zerspringt, die Ökonomie der Selbstbewahrung zuschanden wird und das hochrationale Subjekt endlich, endlich den Kopf verliert – dieser dionysische Initiationsort, den Harrison beschreibt, ist der Wald von Sils-Maria gerade nicht. Wäre er also ein «apollinischer» Wald? Was aber könnte das heissen, wenn es mehr als eine blosser Formel sein soll, die den von Nietzsche vorgegebenen und nur zu oft mit fatalem Tief-sinn nachgebeteten Begriffen folgt? Was hiesse es für die sinnliche Anschauung? Gut, Apollo, das ist der Gott des Auges, des schönen Augenscheins. Aber kann man einen «apollinischen» Wald auch wirklich sehen? Was ist überhaupt im Wald von Sils-Maria zu sehen?

Dieser Wald ist das schöne Paradox eines weltoffenen bergenden Naturraumes.

.....

Der Wald ist
das schöne
Paradox eines
weltoffenen
bergenden
Naturraumes.

.....

Ein weiträumiges Hochtal ist es, das Oberengadin, das die Seele weit macht, sie nicht auf die Knie zwingt: Therapieort für Klaustrophobiker, denen jede Enge ein Greuel ist. Von Osten nach Westen geöffnet, erhält es früh das erste Sonnenlicht, spät verliert es das letzte. Umrundet man, wie es zu Nietzsches Zeiten noch ungestört möglich war, den Silvaplanner- oder den Silsersee, so folgt man dem Zyklus der Sonne, in einer Landschaft schon südlichen, aber noch alpin klaren Lichts, in einer Höhenluft, die den Dunst der Mittel- und Flachländer nicht kennt (obgleich durchaus die Atembeschwerden des Föhns und die Konfusionen der Gewitter): «alles gross, still und hell, im Schleier des Sonnenduftes schwimmend».

Über dem See: die Berge, auf der Nordseite die Felsabstürze von Piz Lagrev, Grevasalvas, Lunghin; auf der Südseite der Doppelgipfel von La Margna; nach Südosten hin die Gletscherbastionen von Piz Fora, Glüschaint, Il Chapütschin, eine «heroische Idylle», die für den ausschliesslich geistigen Bergsteiger Nietzsche das wohl-tätig distanzierte Bild der Gefahr waren.

In die von Nietzsche gerühmte «feierliche Stille» schwappten noch nicht die Lärmwellen herüber; die von ihm geliebte «reine Luft» war noch nicht abgasverdreckt. Auf dem Weg in den Wald musste er noch nicht die Asphaltparkplätze der Furtschellas-Bahn passieren und jene Extremisten der Bewegungsunwilligkeit hinter sich lassen, deren Trägheit die Gipfel will ohne den Weg dahin. Über die Abgründe waren noch nicht die elenden Drahtseile «zwischen Thier und Übermensch» geknüpft, die um jeden Preis aus den Bergen einen Parcours machen müssen. Das Oberengadin war noch nicht die malträtierete Bergbahnenlandschaft, die es – Nietzsche sei es geklagt! – zwischen Corvatsch, Diavolezza, Lagalp und Piz Nair jetzt ist. Aber das meiste davon steht auch heute noch gottlob auf einem anderen Teil des Landeskartenblatts. Hat man einmal die Furtschellas-Bahn unterquert, ist man wieder da, wo Nietzsche war: Immerhin über einigen menschlichen Dingen, mitten im Silser Wald.

«Die Welt ist tief», heisst es mit dem Nachtwandlerlied aus «Zarathustra» auf der Steintafel an der äussersten Südwestspitze der Chastè-Halbinsel. Vielleicht ist

sie das. Im Wald von Sils-Maria ist sie tief *und* licht. Er ist weder eine romantische Waldeinsamkeit noch ein wuchernder Urwald noch ein deutscher Tann, wie ihn die deutsche Forstwirtschaft des 19. Jahrhunderts in Reih und Glied organisiert und monokulturell bepflanzt hätte. Nein, keine Verbindung von Waldmystik und Preussentum; noch weniger ein Waldesdom, in dem säkularisierte Waldgänger ihr Naturbrevier abbeten könnten. Näherhin ist es auch nicht der behäbig-«breite Waldgürtel» von Tannen und «alternsten» Fichten, wie *Nietzsche* ihn zwei Jahre vor seinem ersten Aufenthalt in Sils-Maria bei St. Moritz gefunden hat. Es ist ein offener, locker gefügter, massvoll chaotischer Mischwald von stabiler, aber nicht ausufernder Vitalität, bestehend aus Lärchen und Arven, dazwischen Felsblöcke, darunter hier und da Buschwerk und die Polster der Alpenrosen.

Hier herrscht keine Überbevölkerung an Bäumen. Die kräftig ausgreifenden, hoch aufschliessenden Lärchen und Arven halten Abstand zueinander, es sei denn, dass sich einmal zwei von ihnen in innigem gemeinsamen Aufwuchs gefunden haben; ich habe einige solcher Paare – Baum-Siamesen, ohne Zwillinge zu sein – gesehen, das schönste auf der Landzunge unmittelbar am Silvaplanersee. Sonst gewährt der Wald von Sils-Maria den einzelnen Baum-Individuen Raum – der Wanderer nimmt einen Wald wahr, der nach wie vor aus Bäumen besteht. Verschmelzungswünsche können hier nur selten ihr Symbol finden, schon gar nicht die Weltsicht der Herdenmoral.

Thomas Manns «stehendes Jetzt»

Die Arven mit ihren kompakt geschlossenen Silhouetten bieten jene dunklen, gegen Abend oder bei schwerem Wetter fast schwarzen Töne, die den Wald von Sils-Maria grundieren. Der Laut, der dann zu ihnen passt, ist das heisere Krächzen der Bergvögel: «Die Krähen schrei'n» auch in Sils-Maria. Tagsüber wird das immergleiche Grün, dessen Nadeln kaum die Spuren der Jahreszeiten erkennen lassen, den Pastorensohn *Nietzsche* wohl eher an die risikolose ewige Lebendigkeit von Friedhofs-Lebensbäumen erinnert haben. Für den etwas gehobeneren philosophischen



Silvaplaner und Silser See bei St. Moritz.
© Ullstein Bilderdienst, Berlin.

Verschmelzungswünsche können hier nur selten ihr Symbol finden, schon gar nicht die Weltsicht der Herdenmoral.

Geschmack mögen sie das «*nunc stans*», das «*stehende Jetzt*» vorstellen, das nicht weit vom Engadin, auf dem Davoser Zaubenberg, den *Nietzsche*-Schüler *Thomas Mann* so sehr fasziniert hat.

Doch der augenscheinlich bestimmende, der schönste Baum des Waldes von Sils-Maria ist die Lärche.

Das Licht, das ihr Astgeäder und die knorrige, vertikal gefurchte Rinde entbirgt, scheint im hinreissenden Farbenspektrum ihrer Nadeln wider – vom linden Grün, wie es sie auch im Bergfrühling auszeichnet, über zahllose Gelbtöne bis ins Ocker, ein tiefes Braun, ein flammendes Rostrot. Anders als die Waldbäume, welche die Oberförster der Unsterblichkeit wegen so sehr lieben, verleugnen die Lärchen das Entstehen und Vergehen nicht. Wenn der Wind, der die Stille dieses Waldes nur um so fühlbarer macht, die schweren Äste bewegt, dann muss man sich von ihnen beregnen lassen, nicht dionysisches Laub, sondern farbige Nadeln im Haar. Und auf dem übersäten Boden wird der Schritt weich und leicht. Die einzige Art von Ewigkeit, die die Lärchen kennen, ist die alljährliche Wiederkehr ihres Nadelkleids. Beim Zarathustra-Stein, unter dem zyklischen Lauf der Sonne, ist *Nietzsche* denn auch nicht von felsenfest-übermenschlicher Ewigkeit, sondern eher eben von dem Gedanken der ewigen *Wiederkunft* erfasst worden.

So sind es die Lärchen, die aus dem herbstlichen Oberengadin jene *farbige* Lichtlandschaft machen, der sich kein Sehender entziehen kann; jene einzigartige Verbindung von alpiner Klarheit und südlicher Intensität, die *Nietzsches* poetische Synthesen zu Recht gerühmt haben. «... *in dieser beständigen sonnigen Oktoberluft, ... in dieser reinsten Helle und mässigsten Kühle, in dem gesamten anmutig ernstesten Hügel-, Seen- und Waldscharakter dieser Hochebene, welche sich ohne Furcht neben die Schrecknisse des ewigen Schnees hingelagert hat, hier, wo Italien und Finnland zum Bunde zusammengekommen sind und die Heimat aller silbernen Farbentöne der Natur zu sein scheint: – wie glücklich der, welcher sagen kann: «es gibt gewiss viel Grösseres und Schöneres in der Natur, dies aber ist mir innig und vertraut».*» Mag die Welt unter einem teutonischen Himmel schwer werden – hier wird sie leicht in Farbe und Licht.

Wanderer mit Schatten

Freilich darf man den dunklen Grund des Waldes von Sils-Maria nicht vergessen. Insofern er kein romantischer Wald ist, in dessen undurchdringlichem Dickicht die Magie zuhause wäre – in dessen Abgründe man sich verlieren möchte oder zu verlieren fürchtetete – könnte er als der Wald eines Anti-Romantikers, eines Aufklärers erscheinen, der es liebt, die Welt in klarem Licht zu sehen: nicht hier und da eine Lichtung *im* Wald, sondern der Wald gleichsam *als* Lichtung. Diese Wahrnehmung hätte bei dem Waldgänger von Sils-Maria genug für sich, weil er bei aller Neigung zum Abgründigen doch immer gerne klar sah. Aber das wäre eine einseitige Perspektive, der zuliebe man schon die Arven vergessen müsste; mehr noch, wie sehr die Lärchen das Licht dieses Himmels mildern und in Farbe verwandeln. Für den migräneleidenden, kopfschmerzgepeinigten *Nietzsche*, der noch im Wald stets einen Sonnenschirm mit sich führte, ist dieser Wald die Bedingung gewesen, unter der er überhaupt die Sonne ertrug; die Form, in der allein er das Licht geniessen konnte. *Nietzsche* und der Wald – das ist der Wanderer mit seinem dringend

.....

Für den
Kopfschmerz-
gepeinigten ist
dieser Wald
die Bedingung
gewesen, unter
der er über-
haupt die
Sonne ertrug.

.....

benötigten Schatten. Im Wald von Sils-Maria, da ist ein Aufklärer zuhause, der die Romantik noch in sich hat. Kein Wunder, dass man in diesem Wald *Nietzsches* wundersame Verse nicht vergessen kann: «*Hier sass ich, wartend, wartend, – doch auf Nichts, / Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts / Geniessend, bald des Schattens, ganz nur Spiel, / ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel...*». Das Jenseits alles dualistischen Spaltungs-Irreseins.

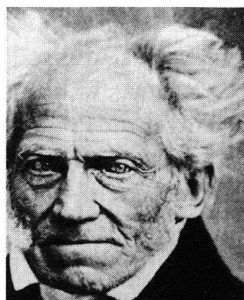
Nun, auch solches Jenseits stimmt bei dem Pastorensohn *Nietzsche* noch bedenklich. Es ist, als müsste er selbst hier, im Licht- und Schattengenuss des Waldes von Sils-Maria, noch hinaus und hinüber in eine neue Art von Transzendenz. Dazu passt es, dass er das «*Land der Verheissung*», die «*Ober-Erde*» des Engadins «*so fern vom Leben, so metaphysisch*» empfand und dass ihn der Gedanke all seiner Gedanken, angeblich die «*höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann, ... 6000 Fuss jenseits von Mensch und Zeit*» überfiel. Er ist seiner Herkunft wohl doch nicht ganz entronnen: So sehr er auch in der Welt sein wollte, so sehr musste er zwanghaft über ihr sein.

Doch das ist Pastorenyrik und -poesie. Der Wald von Sils-Maria, mein Wald, sagt anderes. Zwar ist er ein Wald an der Grenze: Vierhundert Meter über den Seen werden die Lärchen, die Arven kleinwüchsiger, verkrüppeln, verlieren sich in Moränenschutt, werden von Lawinen abgeknickt, von Wasserfällen und Bächen talabwärts gestürzt. Aber dieser Wald ist deswegen nicht «*jenseits*» und nicht «*über*», vielmehr diesseits, den Wanderern und ihren Schatten und allen menschlichen Dingen offen: eine «*reine scharfe Lichtwelt, die gar nicht Sehendes, Erwartendes, Vor- und Zurückblickendes*» hat, kein Land der Verheissung, sondern sinnliche Gegenwart. Und wenn anspruchsvollere Wanderer doch unbedingt höher hinauswollen, dann müssen sie es mit dem Wald von Sils-Maria halten, wie *Gottfried Keller*, den *Nietzsche* nach einem Silser Sommer im Zürcher Flachland besuchte, es mit seinem Gott tat. Wenn er strahlt, so allein vor Weltlichkeit – er: Zarathustras Lärchenwald. ♦

DER WELT IST DER KREDIT ENTZOGEN

Schopenhauer und Sartre besitzen heute wieder ein beträchtliches Identifikationspotential. Neue Anthologien führen in ihr Werk ein.

Andreas Urs Sommer, geboren 1972, Studium der Philosophie, Kirchen- und Dogmengeschichte und deutscher Literaturwissenschaft in Basel, Göttingen und Freiburg i.Br., Lic. phil. 1995. Zurzeit angestellt am Philosophischen Seminar der Universität Basel, Mitherausgeber der Briefe Franz Overbecks. 3. Eligius-Preis der Deutschen Numismatischen Gesellschaft 1992, De-Wette-Preis der Theologischen Fakultät Basel 1994. Buchveröffentlichung: *Der Geist der Historie und das Ende des Christentums. Zur «Waffengenosenschaft» von Friedrich Nietzsche und Franz Overbeck*, Berlin: Akademie Verlag 1997.



Arthur Schopenhauer

Sie haben es ihrem Publikum mitunter leichter gemacht als ihre philosophierenden Kollegen, welche – weil mit Universitätslehrstühlen versehen – es nicht auf Poetenlorbeeren abgesehen hatten: Wenn *Arthur Schopenhauer* und *Jean-Paul Sartre* auf den ersten Blick etwas verbindet, dann die angenehme, zuweilen verführerische Lesbarkeit vieler ihrer Texte. Wurde *Sartre* 1964 mit guten Gründen der Literatur-Nobelpreis verliehen (den er, mit vielleicht ebensoguten Gründen, ablehnte), zählt *Schopenhauer* unbestritten zu den grossen Stilisten deutscher Prosa. Was liegt also näher, als diese beiden schriftstellernden Denker in Anthologienform einer neuerscheinungshungrigen Käuferschaft feilzubieten – aus der Hoffnung heraus, die Käuferschaft würde zur Leserschaft mutieren? Neuentdecken muss man sie beide nicht, sind sie doch weder aus den einschlägigen Debatten noch aus dem bildungsbürgerlichen Bewusstsein entschwunden – und auf dem deutschsprachigen Buchmarkt in mindestens einer Gesamt- und unzähligen Einzelausgaben vertreten. Was rechtfertigt unter diesen Umständen aber die voluminösen Bände, die in der von *Peter Sloterdijk* herausgegebenen Reihe «Philosophie jetzt!» erschienen sind? Das, was Anthologien immer rechtfertigt: Dass sie einen Weg bahnen durch das für eilige Zeitgenossen (im Falle *Sartres* auch sonst) unüberschaubare Gedankengebäude einer anthologiewürdigen Person. Die Anthologiewürdigkeit weist die Kanonizität oder gar die Klassizität eines Autors aus.

Überhaupt leben wir in einem Zeitalter der Einführungen und Anthologien: kaum ein Verlag, der sich nicht mit entsprechenden Erzeugnissen «Marktanteile» sichern will, da ja keiner mehr Zeit hat, sich durch ein «Gesamtwerk» zu lesen und die Zeiten endgültig vorbei sind, in denen man sich mit halbledergebundenen «Sämtlichen Schriften» auf dem Bücherregal Sozialprestige verschaffen konnte. Niemanden erstaunt es daher, wenn *Peter Sloterdijk* auf diesem florierenden Sektor Editorenmeri-

ten für sich verbuchen möchte, hat er doch in der Vergangenheit (angefangen mit seiner «Kritik der zynischen Vernunft») stets untrüglichen Instinkt für das bewiesen, was gerade im Trend lag. Glücklicherweise beschränkt sich sein (sichtbarer) Beitrag auf allerhöchstens zweieinhalbseitige «Vorbemerkungen», in denen er die Gegenwartsbedeutung der jeweiligen Autoren herausstellt und ansonsten mit mehr oder minder einschlägigen Bemerkungen als windiger Geist über den tiefen Wassern schwebt. Die eigentliche Arbeit wird den Florilegikern überlassen, die ihr einführendes Essay auf die von ihnen getroffene Textauswahl tatsächlich abstimmen (was sonst leider nicht die Regel ist). *Rüdiger Safranski*¹ und *Thomas H. Macho*² sind ihrer Ausgabe, soviel vorweg, entschieden gewachsen.

Die lebenspraktische Dimension könnte bei *Schopenhauers* und *Sartres* Theorien kaum unterschiedlicher sein: Gerade in dieser Gegensätzlichkeit kommen sie jedoch divergierenden Moden entgegen und bergen ein beträchtliches Aktualisierungs- und Identifikationspotential. *Schopenhauer* predigt die Verneinung des individuellen Lebenswillens – der ein Teil des universellen Weltwillens ist, welcher hinwiederum das Wesen der Welt ausmachen sollen – und lässt neben der Askese nur noch einen ästhetisch-theoretischen Ausweg aus der Verstrickung in das unkontrollierbare Begehren und in das daraus folgende Leiden offen: nämlich die Kunst und die reine, möglichst philosophische Betrachtung. *Schopenhauer* betreibt eine «*Metaphysik des ästhetischen Abstandnehmens*» (Einleitung), da seine Welt eine ist, «*der der Kredit entzogen wurde*». *Sartre* hingegen, der sich keine Einsicht ins Weltwesen mehr zutraut, hält den Menschen für «*zur Freiheit verurteilt*», woraus das Postulat des politischen Engagements folgt. Dass sich die Absicht, zugunsten der Freiheit zu agieren, keineswegs notwendig in der Parteinahme für den Kommunismus realisieren muss, mit dem sich *Sartre* zeitweilig solidarisierte, stellt *Macho* in seiner Einleitung

1 *Schopenhauer. Ausgewählt und vorgestellt von Rüdiger Safranski, Diederichs, München 1995.*

2 *Sartre. Ausgewählt und vorgestellt von Thomas H. Macho, Diederichs, München 1995.*

deutlich heraus. Gleichzeitig zeigt er, wie sich der Existenzialist in seinem Bestreben, allen Menschen (nicht nur einer bestimmten «Klasse») die Möglichkeitsbedingungen ihrer Freiheit zu verschaffen, realpolitisch zwischen alle Stühle setzt.

Weder in den Einleitungen noch in den ausgewählten Texten bleibt es aber bei diesen leichtverdaulichen praktischen Ratschlägen. Auch wenn «*Philosophie jetzt!*» laut Klappentext «Philosophie für alle» bedeutet, heisst dies nicht, dass man sich um die harte gedankliche Arbeit herumdrückt. *Macho* geht hier weniger Kompromisse als *Safranski* ein, der *Schopenhauers* philosophisches Werk manchmal recht bedenkenlos mit individualbiographischen Fakten in Zusammenhang bringt und nach (trivial)psychologischen Mustern deutet (vielleicht würde man ihm eine eher «*existentielle Psychoanalyse*» empfehlen wollen, wie sie *Sartre* in seinen Biographien über *Flaubert*, *Baudelaire* und *Genet* zu entwickeln versucht hat). Trotzdem ist man *Safranski* dankbar, dass neben zwei Jugendgedichten auch Schlüsselstellen aus den frühen Reisetagebüchern und aus Briefen abgedruckt sind, die in den Werkausgaben fehlen und ein Licht auf *Schopenhauers* Selbstverständnis werfen – so wenig man vielleicht geneigt ist, in der Besteigung des Pilatus *Schopenhauers* «Pfungsterlebnis» (Einleitung) zu sehen. Denn *Schopenhauer* wird als «Kryptagnostiker» entlarvt, der die Welt des Materiellen und Willens mit Verachtung straft, weil er ihr entfremdet ist, und sich also in die reine geistige Schau zurückzieht (womit er die Vernunft nicht mehr als eine blosser Funktion des Willens, als dessen Handlanger betrachtet, wie er es sonst, unter dem Zwang seines Willensmonismus tut). Zur gnostischen Einsicht bedarf es nach landläufiger Ansicht der plötzlichen Bekehrung. Dem Gnosisverdacht verfällt *Sartre* seinerseits dort, wo seine frühe, von *Edmund Husserl* inspirierte Bewusstseinskonzeption ins Rampenlicht rückt: ein Bewusstsein, das im Anschluss an die cartesianische *res cogitans* als unabhängig von der materiellen Gegenstandswelt, als eigentliches «Nichts» (*néant*) gedacht wird. Die von Stofflichem ungebundene Freiheit des Menschen lässt sich auf diesem Hintergrund interpretieren. Ob allerdings viel Erkenntnis gewonnen ist, wenn *Schopen-*

hauer oder *Sartre* gnostischer Motive überführt werden können, bleibt offen. Dass Gnosis zu den Steckenpferden von *Sloterdijk* und *Macho* gehört, ist aus früheren Publikationen bekannt³: Auch damit kommen sie einem Gegenwartsbedürfnis, diesmal dem esoterischen entgegen.

Dennoch erschöpft sich, wie gesagt, *Machos* Einleitung ebensowenig in Gemeinplätzen wie sich die Textauswahl nur auf Bekanntes, etwa auf die Dramen und Romane konzentrierte: Die philosophischen Systematica, namentlich aus «*L'être et le néant*» (1940/43), werden den Lesern ebensowenig vorenthalten wie bei *Safranski* Kernstücke aus *Schopenhauers* Hauptwerk «*Die Welt als Wille und Vorstellung*» (1814/59). Der pessimistische Philosoph selber hätte der Auswahl vermutlich misstraut, verlangt doch sein «*Proemium in opera omnia*», «*dass man, um ein gründliches Verständniss meiner Philosophie zu erlangen, jede Zeile meiner wenigen Werke gelesen haben muss*».

In systematischer Hinsicht lässt sich *Sartres* Analyse der «*séduction*» zweifellos hören: «*Verführen heisst meine Objektivität für den andern vollständig und als ein Risiko auf mich nehmen, mich seinem Blick aussetzen, mich von ihm anblicken lassen, Gefahr laufen, gesehen zu werden, um einen neuen Anlauf zu nehmen und mir den andern in meiner Objektivität und durch sie anzueignen.*» Auf diese sich selbst preisgebende Weise verführen die ausgewählten Texte (im züchtigen Gewand ihrer Präsentation durch *Safranski* und *Macho*). Man darf und soll sich verführen lassen – und sei es auch nur zur Lektüre. Wie schrieb – für die, die sich nicht verführen lassen wollen – *Schopenhauer* in der Vorrede zur ersten Auflage seines Hauptwerks? «*Der bis zur Vorrede, die ihn abweist, gelangte Leser hat das Buch für baares Geld gekauft und fragt, was ihn schadlos hält? – Meine letzte Zuflucht ist jetzt, ihn zu erinnern, dass er ein Buch, auch ohne es gerade zu lesen, doch auf mancherlei Art zu benutzen weiss. Es kann, so gut wie viele andere, eine Lücke seiner Bibliothek ausfüllen, wo es sich, sauber gebunden, gewiss gut ausnehmen wird. Oder er kann es seiner gelehrten Freundin auf die Toilette oder den Theetisch legen. Oder endlich er kann ja, was gewiss das Beste von Allem ist und ich besonders rathe es recensiren.*» ♦



Jean-Paul Sartre

³ Peter Sloterdijk / Thomas H. Macho (Hrsg.), *Weltrevolution der Seele. Ein Lese- und Arbeitsbuch von der Spätantike bis zur Gegenwart*, 2 Bde., Artemis und Winkler, München 1991.